AUSLÄNDISCHE WERKE

MAX VASMER: *Die Slaven in Griechenland* (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. Nr. 12). Berlin, 1941. VIII + 350 S. mit einer Karte.

Der ausgezeichnete Berliner Slawist legt in diesem monumentalen Werk Rechenschaft über jene, seit langem fortgesetzte, weitgreifende Forschungsarbeit ab, die er den slawischen Spuren in Griechenland gewidmet hatte.

Im Laufe seines Literaturberichtes über jene Arbeiten, die bisher die griechenländischen Slawen behandelten (S. 1—10), faßt er die Entwicklung des auf dieses Arbeitsfeld bezüglichen Problemenkreises und den Fortschritt der Methoden, in anschaulicher Weise zusammen. Vor etwa einem Jahrhundert hatte J. Ph. Fallmerayer, auf Grund der historischen Quellenangaben und des griechenländischen Ortsnamenmaterials, jene steife These aufgestellt, daß um das Jahr 1000 n. Chr. der Peloponnes, samt seinem ganzen kontinentalen Hinterland durch Slawen überflutet wurde, die Griechen seien ausgerottet worden und die heutigen Griechen seien, dementsprechend, die im Laufe der Zeit hellenisierten Nachkommen dieser Slawen, die eine halb-slawische Mundart sprechen. Fallmerayer suchte den Ausgangspunkt der griechenländischen Slawen noch auf russischem Gebiete. Während des seither vergangenen Jahrhunderts änderte die Entwicklung der Geschichtswissenschaft und der slawischen und griechischen Sprachforschung viel, sowohl an der von Fallmerayer aufgeworfenen Problematik, wie auch am Stoff, an den Methoden und selbstverständlich auch an den Ergebnissen der Forschung. A. Hilferding untersuchte bereits ein viel umfangreicheres griechenländisches Sprachmaterial. F. Miklosich verbesserte die etymologische Grundlage der Erklärungen durch zahlreiche slawische Parallelen und die Feststellung der Orstnamentypen. Es war ihm auch gelungen zu beweisen, daß die neugriechische Sprache keinerlei slawische morphologische Einwirkungen zeigt. Es wurde inzwischen wiederholt versucht, die ethnische Zugehörigkeit der nach Griechenland gedrungenen Slawen zu bestimmen. Die griechenländischen Sprachwissenschaftler suchten die slawische Einwirkung dadurch zu widerlegen, daß sie darauf bestanden, die mittelalterlichen Ansiedler seien Albaner gewesen (Sathas, Phurkiris). Die Folge davon war, daß die Frage der albanischen Vermittlung bei den slawisch-griechischen Entlehnungen in den Vordergrund gerückt wurde. Der neue Schwung der griechischen Namenforschung leistet dem Slawisten dadurch Hilfe, daß sie ein Licht auf die Lösungsmöglichkeiten innerhalb des Griechischen wirft. G. Weigand wies auf die Möglichkeit einer arumänischen Vermittlung hin.

Vasmer begründet die Notwendigkeit einer neuen Erörterung des griechenländischen Slawenproblems, indem er darauf hinweist, das

Namenmaterial der byzantinischen Historiker und der Urkunden sei nicht in genügendem Maß verwertet worden. Außer dieser Verwertung stellt er sich die Aufgabe, die Namen der späteren (albanischen und türkischen) Ansiedlungsschichten, die bisher irrtümlicherweise für slawisch gehalten wurden, auszuschalten, das von Nicht-Slawen verbreitete Sprachmaterial auszumerzen, die Lautentsprechungen der slawischen Namen von neuem zu untersuchen, indem er der Lautgeschichte der südslawischen Sprachen eingehend Rechnung trägt und dem ersten Auftauchen dieser Namen in gesteigertem Maße Aufmerksamkeit zu widmen wünscht.

Vasmer rechtfertigt, durch Zusammenfassung der geschichtlichen Angaben über das Eindringen der Slawen nach Griechenland (S. 11—19), die Notwendigkeit der Untersuchung der auf griechischem Sprachgebiet vorkommenden slawischen Ortsnamen und bietet gleichzeitig den Grund zur historischen Kontrolle der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse. Die Slawen, die an der Donau erschienen waren, drangen, im Laufe ihrer Einbrüche, die von der Zeit der Thronbesteigung Iustinianos (527) an begannen, in größeren Massen, oft in Gesellschaft von Awaren und Bulgaren, auf den Balkan und ließen sich bereits im VI. Jahrhundert auch am Peloponnes nieder, sie griffen sogar Kreta und andere griechische Inseln an (Angaben von Kaisareios, Prokopios, Menandros Protektor, Konstantinos Porphyrogennetos, Thomas presbyter, Euagrios usw). Die Zeitgenossen bezeugen, daß die Bevölkerung des Peloponnes im VIII. Jahrhundert, nach der Seuche, die zu Zeiten der Herrschaft Konstantinos V. Kopronymos das Land verwüstete, stark mit Slawen vermischt war. Am Ende des Jahrhunderts mußten wiederholt byzantinische Heerführer Feldzüge gegen die griechenländischen Slawen führen. Am Anfang des IX. Jahrhunderts mußten die aufständischen Slawen des Peloponnes eine entscheidende Niederlage erleiden. Auf diesem Gebiet werden nachher, bis zu der Türkenzeit, nur noch die Slawenstämme der *Μιληγγοί* und *Ἐζερῖται* als Anstifter neuer Aufstände erwähnt, während sich bis zum XI. Jahrhundert, mit Ausnahme von West-Arkadien und des Taygetos, der ganze Peloponnes neu hellenisierte. Albaner ließen sich infolge des türkischen Druckes erst vom XV. Jahrhundert an in den Provinzen Griechenlands nieder. Dies ist die letzte Angabe der historischen Quellen über die Slawen: sie sind in der griechischen und albanischen Bevölkerung aufgegangen. Vom VI. bis zum XV. Jahrhundert jedoch ist die slawische Einwohnerschaft in Griechenland bis zum südlichsten Teil des Peloponnes geschichtlich bewiesen.

Dies ist der Grund, weshalb der slawische Einfluß, der sich in den Ortsnamen Griechenlands zeigt, geklärt werden muß. Dieser Untersuchung widmet Vasmer zwei Drittel seines ganzen Werkes (S. 20—234). Er untersucht das ganze geographische Namenmaterial des griechischen Sprachgebietes (neben den Ortsnamen auch die Berg-, Gewässer-, Provinznamen usw.) zwecks der Feststellung, welche geogra-

phischen Namen aus dem Slawischen erklärt werden können. Das Verzeichnis der so erforschten slawischen geographischen Namen legt er dann, den Provinzen nach geordnet, vor (zur Erleichterung der Orientierung auf den Spezialkarten dient der beigefügte Kartenabriß am Schluß des Werkes, auf dem er die Namen der aufgenommenen Provinzeinheiten und ihrer Zentren angibt). Er führt solcherweise mehr als 2100 geographische Namen an: er gibt ihre genaue und überzeugende slawische Etymologie[1] und reiche Vergleiche aus dem Ortsnamenmaterial der einzelnen slawischen Sprachen. — Er begnügt sich nur in der Nähe der heutigen slawisch-griechischen Sprachgrenze mit der, an sich selbst lehrreichen, Nebeneinanderstellung der griechisch-slawischen Doppelnamen. — Der Meister der slawischen Sprachforschung liefert bereits hier, während der Enträtselung der Etymologien, den Beweis dafür, daß er sich selbst unter den modernsten Ergebnissen der griechischen Sprachgeschichte und den Gesetzen der griechischen Ortsnamengebung genau auskennt und das byzantinische Quellenmaterial von Grund aus zu prüfen versteht. Er weist im Laufe der Aufzählung an vielen Stellen auf Unrichtigkeiten der Namenlösungen früherer Forscher hin, gibt statt deren neue und bessere und beweist stellenweise, daß wir es nicht mit der griechischen, sondern mit einer albanischen, türkischen usw. Ortsnamengebung zu tun haben. Er weist überall darauf hin, wenn er die versuchshalber gegebene Lösung über die slawische Etymologie einiger Namen für nicht überzeugend genug hält und gibt dadurch zur weiteren Forschung Anregung. Bei jeder Namenslösung läßt er sorgsam die auf den Namen bezüglichen frühesten Quellen- und Urkundenangaben vorausgehen. In deren Erforschung vollbrachte er eine äußerst gründliche, die Gänze anstrebende Arbeit.

Dies ist der einzige Punkt, an dem der Leser der Beweiskraft des untersuchten und für slawisch befundenen Ortsnamenmaterials gegenüber ein gewisses Bedenken hegen kann. Vasmers Ziel ist natürlich die Untersuchung der slawischen Spuren des VI—XV. Jahrhunderts und mit deren Zugrundelegung die Feststellung der Anzahl, des Weiterlebens, der ethnischen Zugehörigkeit, der Hellenisierung der griechenländischen Slawen in der angegebenen Slawenepoche. Er war jedoch genötigt, infolge der Natur der Dinge, die zum Großteil für slawisch erwiesenen, ungefähr 2100 geographischen Namen aus griechischen, bulgarischen und anderen Orstnamensverzeichnissen und geograpischen

---

[1] Beim ersten Durchlesen können wir nur gegen einen seiner Ortsnamenerklärungen Einspruch erheben: der boiotische Ortsname *Οὔγγρα* erinnert Vasmer an das serbisch-kroatische *ügār* 'die zum künftigen Anbau aufgerissene (und dem Durchwärmen ausgesetzte) Erde' (Vuk 119), obwohl diesen Orstnamen J. Czebe (EPhK. 40 [1916], S. 315—23, 42. [1918] S. 163—5) und R. Vári (a. a. O. 40 [1916], S. 613—7) erfolgreicher samt dem Gewässernamen *Οὐγγρολίμνη* mit dem Volksnamen *Οὔγγροι* in Verbindung gebracht hatten. Über mehrere Ortsnamen, die eher aus dem Griechischen zu deuten sind, vgl. jetzt auch D. Georgakas: Byz. Zeitschr. 41 (1941), S. 351—81.

Werken des XIX. und XX. Jahrhunderts zu schöpfen. Neben all seinem Fleiß konnte er nur für etwa 200 Namen mit siedlungsgeschichtlicher Beweiskraft wirkende Quellenangaben aus dem VI—XV. Jahrhundert anführen. Dies ist jedoch die Folge des mangelhaften Quellenmaterials, und kein anderer Forscher könnte da eine bessere Methode anwenden. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man aber bemerken, daß die späteren Wanderungen des balkanischen Slawentums, die in der Türkenzeit erfolgten, auf serbisch-kroatischem Gebiet, dem Norden zu, in den Südteil Ungarns fortgesetzt wurden, die Bulgaren jedoch zu dieser Zeit bereits eine derartige, verhältnismäßig an den Boden gebundene Lebensweise führten, welche die größeren, neuzeitlichen Wendungen auschlossen.

Nach der etymologischen Durchforschung des Materials schreitet Vasmer an die Verwertung des Stoffes. Die dabei verfolgte Methode kann den auf verwandten Gebieten noch auszuführenden ähnlichen Aufgaben (Untersuchung der albanischen, rumänischen, türkischen Spuren in Griechenland, Untersuchung der griechisch aufgezeichneten zerstreuten Denkmäler ungarischer oder anderer Sprache, usw.) als Muster dienen. Er untersucht eigentlich jene Laut- und Formwandlungen der slawischen Namen, welche diese in griechischer Entlehnung aufweisen. Er führt dies von zwei Seiten ausgehend durch: von Seite der griechischen Laute und Formen (S. 235—266) und vom Gesichtspunkt der slawischen Laute und Formen ausschreitend (S. 267—309). Diese, aus griechischen und slawischen Gesichtspunkten ausgehende, äußerst gründliche und sich auf jede Erscheinung der Laut- und Formenlehre erstreckende Gegenüberstellung des Namenmaterials erwies sich nicht nur in der Lösung der griechenländischen Slawenfrage als fruchtbar, sondern bot auch der slawischen und griechischen Sprachgeschichte reiche Ergebnisse und rechtfertigte gleichzeitig Vasmers Verfahren, das er bei den Teilarbeiten der etymologisierenden Lösung des Namenmaterials verfolgte.

Von den reichen und interessanten Ergebnissen können wir im Rahmen dieser Besprechung nur einige hervorheben. Während er die griechischen sprachgeschichtlichen Erscheinungen am Stoffe darlegt (Akzent, Lautentsprechungen, kombinatorische Lautwandlungen, nordgriechische Vokalverengung, Entstehung sekundärer Selbstlaute, Satzphonetik, Sandhi-Erscheinungen, morphologische Veränderungen usw.) weist er z. B. darauf hin, daß die Endbetonung der Eigennamen eine ostbulgarische Betonungserscheinung ist. (Hier schreibt Vasmer der Stelle des griechischen Akzentes vielleicht eine allzugroße Wichtigkeit zu. Die Akzentverhältnisse der Lehnwörter hätten ja von jener der ähnlich gestalteten Wörter des ursprünglichen griechischen Wortschatzes in irgendeinem, bisher ungeklärtem Maße beeinflußt werden können.) Die Entwicklung des nordgriechischen sekundären *i*-Lautes konnte durch die dem Griechischen ungewohnte slawische Konsonantanhäufungen gefördert worden sein. Derartige ungewohnte slawische

Lautverbindungen konnten jedoch auch andere sekundären Vokale bei den entlehnenden Griechen (*gvozdъ > Κοβόσδα) ebensowohl, wie im Ungarischen entwickelt haben. Eine interessante morphologische Erscheinung ist, daß die slawische -i Endung im Griechischen als ein Diminutivsuffix aufgefaßt wurde und man an seinerstatt ein augmentatives -*a* anwandte (*Gordьcь > Καρδίτσα, statt *Γαρδίτσι), das η jedoch an Stelle des slawischen -*i* plur. masc. Morphems erscheint, oder manchmal eine palatalisierende Rolle spielt.

Wichtige Teilergebnisse sind unter den mit ähnlicher Systematisierung untersuchten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre z. B. die folgenden: an Stelle des urslawischen *ě* Lautes, mit dem Lautwert *ē*, zeigt sich in den älteren griechischen Entlehnungen ein ε im Peloponnes und in Mittelgriechenland, das dem urslawischen Lautwert noch näher stand. In Nordgriechenland hingegen ist seine Ersetzung durch ein α älter, was der bulgarischen Lautentwicklung entspricht, weil das urslawische *ě* im Altbulgarischen **a** (bzw. **ä**) lautete. Aus den griechischen Angaben wird es demnach klar, daß dieser **a** Laut sich einst im Bulgarischen viel weiter nach Westen erstreckte, als heute. Der ursprüngliche Lautwert des urslawischen y wurde im Griechischen mit *ov* umgeschrieben, der spätere **i**-Lautwert hingegen zu ι. Die Beispiele mit *ov* weisen demnach auf eine verhältnismäßig frühe Hellenisierung des betreffenden Gebietes. Aus dem Material ist auch das ersichtlich, daß die Lehre über die frühe Rückhellenisierung des Peloponnes und Mittelgriechenlands, durch Hinweis auf den alten *ov* und ι Lautwert der slawischen reduzierten Vokale ъ̄ und ъ auch slawistisch begründbar ist: de Slawen gebrauchten diese reduzierten Vokale zur Zeit ihrer ersten Einbrüche nach Griechenland noch fast mit dem urslawischen Lautwert, weil sich an ihrer Stelle auch in den Lehnwörtern *ov* und ι zeigt. Diese Erscheinung ist auch jenem Lautzustand ähnlich, den die besten altbulgarischen Handschriften widerspiegeln. Die provinzweise Untersuchung des Namenmaterials der Formen vom Typus **-tart-**, bzw. **-trat-** führt zu dem Ergebnis, daß zur Zeit des Vordringens der Slawen in Griechenland die Liquidenmetathese noch nicht stattgefunden hatte, und die Rückhellenisierung in einzelnen Gebieten noch vor dem Auftreten dieser Erscheinung (um die Mitte des IX. Jahrhunderts) vollzogen wurde (z. B. in. Phthiotis). Der Mangel des **j-** Zusatzes vor anlautendem **e** nähert die Sprache der griechenländischen Slawen wiederum an die bulgarischen Dialekte und trennt sie von den serbisch-kroatischen Mundarten, in denen das anlautende j- vorhanden ist. Ein gleichwertiger Beweis ist der Mangel des **l**-Schaltlautes.

Nach Untersuchung jener Erscheinungen der griechischen und slawischen Laut- und Formenlehre, welche die Umgestaltung der slawischen Namen durch das Griechische erklären, scheidet V a s m e r aus dem Namenmaterial jene slawischen Ortsnamen, die sich durch Vermittlung der nicht-slawischen Bevölkerung verbreitet hatten (S.

310—315), aus. Der Großteil der angeführten slawischen Namen stammt zwar unmittelbar aus dem Slawischen, einen kleineren Teil hat jedoch eine andere Bevölkerung verbreitet. Die Griechen verliehen die übernommenen slawischen Lehnwörter (z. B. *Βάλτος, Βάλτα* „Sumpf, Morast" < sl. **bolto: μαγούλα* 'Hügel' < alb. *magul'e* oder sl. *mogyla; λόγγος* 'Wald, Dickicht' < sl. logъ 'Hain') auch solchen Ansiedlungen als Namen, die sie selbst gegründet hatten. Dessen sichere Kennzeichen sind die griechischen Zusammensetzungen solcher dem Slawischen entnommenen Wörter im Ortsnamenmaterial *Ἀσπροβάλτα, Πετρομαγούλα, Παραλόγγια* usw). Die von der griechischen Regierungsmacht angesiedelten Albaner verfuhren manchmal auch gleicherweise, es zeigen sich jedoch nur bei einem kleinen Teil der slawischen Namen derartige Zeichen, die auf eine albanische Vermittlung weisen (z. B. das griechische *-ζα*, das dem albanischen Verkleinerungssuffix *-ze* entspricht, oder der **rn** > **r̄** Lautwandel). Die Erklärung mancher Ortsnamen aus dem Slawischen wird zwar durch die Annahme einer albanischen Vermittlung erleichtert, man wird jedoch die Frage der albanischen und rumänischen Vermittlung erst dann endgültig beantworten können, wenn man bereits einen jeden albanischen und arumänischen Ortsnamen in Griechenland untersucht haben wird.

Aus dem allgemein zusammenfassenden und die sprachliche Lage der griechenländischen Slawen entscheidenden Teil von Vasmers monumentalem Werk (S. 316—326, dem noch ein gründliches Quellen- und Abkürzungsverzeichnis und Wortregister folgen, S. 326—350) erfahren wir, daß die nach Griechenland eingedrungenen Slawen sich in sehr großer Anzahl niederließen, weil sie so viele Ortsnamen hinterlassen hatten. Ihre Sprache trägt die Spuren eines sehr archaischen Sprachzustandes der slawischen Sprache und gerade darin liegt die große Wichtigkeit des sprachlichen Materials für die slawische Sprachwissenschaft. Die angesiedelten Slawen hielten sich lange in Griechenland auf, denn ihre Sprache zeigt Änderungen und auch Entwicklung. Was ihr Sprachverhältnis zu den Bulgaren und Serbokroaten anbelangt, läßt sich diese Frage durch die, sich im Ortsnamenmaterial zeigenden Stammnamen nicht entscheiden, weil diese Stammnamen bei den Altslawen auf den verschiedensten Gebieten verbreitet waren und folglich an sich allein keine sprachliche, bzw. ethnische Zugehörigkeit beweisen können. Viel wichtiger sind in dieser Beziehung die sprachlichen, hauptsächlich die lautlichen Kriterien. Mit deren Anführung beweist Vasmer überzeugend die innige Verwandtschaft der Slawen Griechenlands mit den Bulgaren und ihr nahes Verhältnis zur Sprache der Slawenapostel. Dieses Ergebnis steht auch mit der allgemeinen Bewegungsrichtung der makedonischen und albanischen Slawenstämme im Einklang, die durch A. Seliščev klargelegt wurde. In Albanien hängt das Slawentum nur im Norden mit dem serbokroatischen Sprachgebiet zusammen. Der südliche Teil zeigt mit dem bulgarischen Sprachgebiet Sprachverbindungen; die Slawen Südalbaniens waren vom

Osten her, aus Makedonien in ihre Heimat gedrungen. Auch dies unterstützt demnach die jetzt gewonnenen griechenländischen Ergebnisse. Hier konnten die eingedrungenen slawischen Massen die großen Städte, die Festungen nicht erobern: aus diesen begann dann die Rückhellenisierung der von Slawen überfluteten Gebiete, die sehr früh erfolgt war. Somit kann von der Vernichtung des Griechentums nicht gesprochen werden, nur davon, daß z. B. am Taygetos und in Epirus das Slawentum länger lebte, als in den übrigen Gegenden Griechenlands und folglich eine größere Anzahl der Lehnwörter hinterließ. Übrigens jedoch — im Gegensatz zu Fallmerayers Ansicht — wurde die neugriechische Sprache von der slawischen nur in sehr geringem Maße beeinflußt. Nur einige slawische Lehnwörter fanden allgemeine Verbreitung. „Für die byzantinische Staatskunst wird es immer ein rühmliches Zeugnis bleiben — beendet Vasmer sein Buch, das sowohl für die Slawistik, wie die Byzantinologie sehr wertvoll ist — daß sie sich dieser großen Gefahr trotz anderer nicht geringerer Bedrohungen im Osten so schnell zu erledigen gewußt hat. Für die Zähigkeit der griechischen Kultur aber ist nicht weniger bezeichnend, daß unmittelbar nach dieser Zeit größter Erschütterungen im Mutterlande durch griechische Geistliche die Bekehrung nördlicher Slawenstämme zum Christentum in die Wege geleitet wurde und mit ihr verbunden ein Siegeszug des griechischen Geistes, dessen Folgen Jahrhunderte überdauert haben."

Matthias Gyóni.

V. LAURENT: *La Serbie entre Byzance et la Hongrie à la veille de la quatrième croisade*, Revue Historique du Sud-Est Européen, XVIII (1941). S. 109—130.

Ein unveröffentlichter Brief des Kaisers von Byzanz, Isaakios II., Angelos an Papst Cölestin III. (cod. Halk. monast. 33 f. 149r—150v) hat Laurent von dem Glauben abgebracht, als ob das Bündnis zwischen dem Kaiser und dem König v. Ungarn, Béla III., auf einer so ideal getreuen Zusammenarbeit begründet gewesen wäre, wie dies der Großteil der Forscher bis jetzt annahm. Der Brief verrät nämlich, daß zwischen den beiden verwandten Herrschern die serbische Frage fast einen bewaffneten Konflikt verursachte. Zum Verständnis des Streitfalls untersucht der Verfasser wiederum das Verhältnis zwischen Ungarn und Byzanz unter Béla III. Er analysiert nur die bisher schon bekannten Tatsachen, aber sein Gesichtspunkt ist neuartig: er will das Geheimnis der „Bundestreue" Bélas lösen und meint, es liege darin, daß Béla zwar den Thron von Byzanz zu besteigen wünschte, aber er hätte dies gern auf legitimer Grundlage getan. Während der Wirren nach Manuels Tod nahm er bloß Dalmatien zurück, und als Isaakios sein Verwandter und Bundesgenosse wurde, verzichtete er scheinbar auf jeden andern Anspruch auf dem Balkan: er un-

terstützt seinen Schwiegersohn im Zusammenstoß mit den deutschen Kreuzfahrern, an der Save besprechen sie gemeinsam die gegenseitige Hilfeleistung, gemeinsam kämpfen sie gegen die Bulgaren. Und doch taucht inmitten dieser schönen Anzeichen eines korrekt durchgeführten Bündnisses in dem an den Papst gerichteten Schreiben der erwähnte Konflikt auf, den die serbische Frage auslöste.

Zur Zeit, als sie das Bündnis schlossen, hielt Béla den größten Teil Serbiens besetzt, dann aber überließ er es sogleich seinem Schwiegersohne. Darauf vertrieben die Truppen Stefan Nemanjas Isaakios aus Serbien. Bélas neue Offensive unterbleibt auf das Dazwischentreten des argwöhnischen Byzanz. Der Durchzug der deutschen Kreuzfahrer, die Unterstützung Friedrich Barbarossas kommt wieder den Serben zugute, die auch noch einen Teil Bulgariens besetzen, und Isaakios konnte sie erst an der Morava besiegen, nachdem die Kreuzfahrer ihren Durchzug beendet hatten. Eine Hofrede des Niketas Choniates und andere Anzeichen ließen uns bereits ahnen, daß Bélas Verhalten während dieser Zeit nicht ganz aufrichtig war: er kann wohl während des serbisch-griechischen Konflikts in der serbischen Frage ein mit seinen Versprechen unvereinbares Verhalten an den Tag gelegt haben. Während die Byzantiner von den Bulgaren, Wlachen und Kumanen bedrängt wurden, wollte er an der Donau weder von einem unabhängigen Serbien, noch von einer starken byzantinischen Herrschaft etwas wissen. Das Bündnis empfand er als drückendes Joch, so oft die serbische Frage auftauchte. Im Herbst des Jahres 1190 scheint er durch gewisse Truppenbewegungen verraten zu haben, daß er die byzantinische Oberhoheit in Serbien durch seine eigene ersetzen wollte. Aber nach dem furchterregenden Aufzuge des Kaisers ging die Begegnung und Versöhnung der beiden Verwandten höchst zeremoniell vonstatten. Nach ungefähr zweijährigem Warten zog Béla jedoch im Winter 1192/93 mit seinem Heere in Serbien ein, während Isaakios die Seldschuken auf dem Halse hatte. Damals kam der Brief an den Papst zustande. Wir erfahren daraus, daß Isaakios eilends einen Teil seines Heeres Nemanja zu Hilfe sandte, als er von dem Angriff seines Schwiegervaters Kenntnis erhielt. Es wäre zwischen beiden zum Kriege gekommen, aber der Kaiser — so berichtet er an den Papst — wollte kein Christenblut vergießen; als guter Verwandter griff er lieber zu friedlichen Mitteln. Er schrieb Béla, um ihn zu besänftigen, zur Vernunft zu bringen und bat ihn, er möge innerhalb der Grenzen seines Landes bleiben, denn im entgegengesetzten Falle müßte er an die Macht der Waffen des Kaisers glauben. All dies entnehmen wir dem an den Papst gerichteten Schreiben, dessen Zweck vielleicht auch war, durch den Heiligen Vater eine ernste Kriegsdrohung an Béla gelangen zu lassen, nachdem Isaakios den Papst von der leichten Verwirklichung einer Union überzeugt hatte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieser Schritt den Papst beeinflußt hätte. Dagegen ist es Tatsache, daß der Kaiser seine Kriegsdrohung

Béla gegenüber niemals verwirklichte; 1195 greifen sogar die beiden die Bulgaren wieder gemeinsam an. Zur Zeit wissen wir aber nicht, welches Kompromissum die serbische Angelegenheit zum Abschluß brachte und wie sich der Papst verhielt.

Der ungemein reichhaltigen Abhandlung fügt Laurent als Anhang ein Bruchstück des Briefes bei, dem wir außer den schon erwähnten Angaben noch folgende interessante Tatsachen entnehmen: 1. Herzog Béla leistete vor seiner Heimkehr Manuel tatsächlich den Treueid; 2. Als er mit Isaakios ein Bündnis schloß, gelobte er unter anderm feierlich, von nun an nur mit der ausdrücklichen Bevollmächtigung des Kaisers auf serbischem Gebiet einzuschreiten. *M. Gy.*

V. LAURENT: Une lettre dogmatique de l'empereur Isaac l'Ange au primat de Hongrie, Échos d'Orient XXXIX (1941). S. 59—77.

Auf Grund des aus Padua stammenden codex Parisinus gr. 2830 fol. 272—276^{v} wurde Laurent auf die dem XVI. Jahrhundert angehörige Kopie eines interessanten griechischen Briefes aufmerksam, nachdem ihn bereits verschiedene Handschrifteninventare und bibliographische Sammlungen auf diese Spur gewiesen hatten. Sorgfältige Analyse dieser Abschrift führt ihn zu der Feststellung, daß das Original des Briefes — der den Charakter einer Urkunde besitzt — im Auftrag des Kaisers von Byzanz, Isaakios II. Angelos (1. Regierungsperiode: 1185—1195) von seinem Ministerpräsidenten Demetrios Tornikes, an den Fürstprimas von Ungarn, Erzbischof von Esztergom, Jób, (1184—1204), gerichtet wurde. Aus dem Briefe geht auch hervor, daß Erzbischof Jób infolge der in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts so lebhaften byzantinisch-ungarischen Beziehungen, vielleicht gelegentlich der Entsendung eines Legaten, nach Byzanz gelangt sein mag und dort den Kaiser persönlich kennenlernte, der von der Vereinigung der Kirchen unter seiner eigenen politischen Oberhoheit träumte. Wahrscheinlich kam es schon damals zwischen ihnen zu einer theologischen Disputation. Unser Brief ist nämlich nur ein Glied des Briefwechsels, den entweder Isaakios Angelos oder sein Ministerpräsident begonnen haben kann. Den ersten Brief brachte ein Protovestiarites gelegentlich nach Esztergom und brachte Jóbs Antwort nach Byzanz zurück; die Antwort auf dieses Schreiben ist nun der von L. untersuchte Brief, den wir um 1190 ansetzen können. Der dogmatische Inhalt des Briefes betrifft hauptsächlich die Lehre vom Ausgang des Heiligen Geistes; die orthodoxe Dogmatik ließ hier nur *a Patre* gelten und brandmarkte die Hinzufügung der westlichen Kirche *Filioque* als eine Entstellung des Athanasischen Glaubensbekenntnisses. Es scheint, daß Erzbischof Jób dem byzantinischen Disputanten gegenüber die Lehre des hl. Augustinus verfocht: „de quo (sc. a Patre) principaliter procedit Spiritus Sanctus..., quia et de Filio... procedere reperitur"; dabei stützte er sich auch noch auf die Äußerungen des hl. Johannes Chrysostomos

zugunsten des westlichen *a Filio*. Die Gegengründe des Tornikes (Augustinus drückte sich nur wegen der Armut der lateinischen Sprache so aus; Bezugnahme auf Johannes Damaskenos, Gregorios Nazianzenos, Gregorios Nyssenos und Ambrosius) sind farblos und mangelhaft; sie zeigen ihn als einen Gelegenheitstheologen und ferner, daß er — wodurch er sich übrigens selbst zu entschuldigen sucht — seine Antwort auf dem Kriegszug, ohne Benutzung einer Bücherei schrieb. Trotzdem trägt dieser Teil des Schreibens viele unveröffentlichte neue Angaben zur Geschichte der byzantinisch-ungarischen Beziehungen bei, und darum wäre es notwendig gewesen, dem ausgezeichneten Aufsatz auch den Text des besprochenen Briefes zuzufügen. *M. Gy.*

DJELA ANDRIJE KAČIĆA MIOŠIĆA. Priredio za štampu i uvod napisao T. Matić. 1. knjiga. Razgovor ugodini. (A. Kačić-Miošićs Werke. Eingleitet u. hrsg. von T. M. Bd. 1. Leibliches Gespräch des slawischen Volkes). Zagreb, 1942. Hrvatska Akademija. LX, 625 S. 8⁰. (Stari pisci hrvatski — Alte kroatische Dichter. Bd. 27). — Von den Werken der älteren kroatischen Literatur ist wieder eines der wichtigsten der wissenschaftlichen Forschung zugänglich geworden. Prof. Dr. T. Matić, Präsident der Kroatischen Akademie der Wissenschaften, veranstaltete nun nach Herausgabe der slawonischen Dichter (Relj-Ković, Kanižlić, Ivanošić, Katančić) eine Neuausgabe der Werke des dalmatinischen Franziskanerbruders Andrija Kačić-Miošić (1704—1760). Der vorliegende erste Band enthält das sogenannte „Liebliche Gespräch" (1756, 2. Ausg. 1759), eine Sammlung von volkstümlich gehaltenen historischen Liedern. An Popularität konnte sich gewiß kein Werk der älteren kroatischen Dichtkunst mit diesem, in dichterischer Hinsicht anspruchslosen Buch messen. Fra Andrija wollte eigentlich auch kein Dichter sein, er wollte bloß die Namen der historischen und sagenhaften Könige, Heiligen und Kriegshelden des slawischen Südens vor der Vergessenheit bewahren und auch den Helden seiner engeren Heimat, die sich in den Türkenkämpfen besonders ausgezeichnet hatten, ein Denkmal setzen. Er schrieb also Geschichte für das einfache, des Lateinischen und Italienischen unkundige Volk mit einer echt patriotischen Tendenz, und um dem Geschmacke seines Leserkreises gerecht zu werden, wählte er die Form des epischen Volksliedes. Wie er dabei das Richtige traf, zeigt der Umstand, daß seine Gedichte nicht nur bei den Kroaten, sondern auch bei den Serben und Bulgaren eine große Popularität erlangten.

Im Zusammenhang mit Kačićs Tätigkeit ergibt sich nun eine Reihe von literarischen Problemen, die in der Einleitung zur vorliegenden Ausgabe teilweise eingehend bearbeitet, teilweise aber bloß angedeutet oder gänzlich außer Acht gelassen sind. Vor allem wäre es nötig — wie auch der Herausgeber bemerkt — die Quellen der einzelnen Gedichte genau festzustellen. Obwohl der Dich-

ter an manchen Stellen seinen Gewährsmann beim Namen nennt oder die urkundliche Quelle seiner Dichtung genau — in einigen Fällen in extenso — anführt, bei mehreren Liedern begnügt er sich jedoch mit allgemeinen Hinweisen auf verschiedene italienische und lateinische Bücher. In diesen Fällen wäre ein genauer Quellennachweise erforderlich.

In formgeschichtlicher Hinsicht dürfte sich die Untersuchung lohnen, wieweit sich Kačić die Eigentümlichkeiten des epischen Volksliedes eigen gemacht hat. Es handelt sich nicht nur um die stereotypen stilistischen Wendungen der Volksepik, wie z. B. die ständigen Epitheta — ein Land kann auch bei ihm nur *eben* sein *(ravna Albanija, Bosna, Ungarija)*, auch wenn es in der Wirklichkeit gebirgig ist, eine Stadt oder Burg nur *weiß* —, sondern um die ganze Technik des Erzählens, um die verschiedenen ständigen Motive und überhaupt die ungeschriebenen, jedoch durch die lange Übung festgesetzten Regeln der Volksdichtkunst. Eine diesbezügliche Untersuchung wäre um so lehrreicher, da Kačić auch echte Volkslieder in seine Sammlung aufgenommen hat. Teilweise seinem Inhalte, teilweise aber eben dieser Form ist der Umstand zuzuschreiben, daß sich Kačićs Werk in einem äußerst zähen Nachleben auf die späteren Generationen befruchtend auswirkte.

Auch Kačićs Sprache bietet einige Probleme. Sein Wortschatz hat zahlreiche italienische, türkische und auch einige ungarische Lehnwörter aufzuweisen, die einer monographischen Untersuchung bedürften. In lautlicher Hinsicht ist der sogenannte *Jekavismus* in Wörtern, in denen der zweisilbiben Lautgruppe *ie* oder dem Diphtong *je* kein gemeinslawisches *ě*, sondern ein einfaches *i* zugrundeliegt, wie z. B. *vjetez (vitez), vjela (vila)*, auffallend. Der Herausgeber vertritt die Meinung, dieser falsche, in der Volkssprache gar nicht begründete Jekavismus entspringe der literarischen Tendenz des Dichters, den von ihm hochgeschätzten Ragusanern und anderen Herrschaften in seinem Werke auch sprachlich gerecht zu werden (S. LVIII). Matić führt auch den Dichter Kavanjin an, in dessen Sprache ähnliche Erscheinungen begegnen und der als fleißiger Nachahmer der Ragusaner bekannt war. Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß die fragliche Lauterscheinung (oder bloß graphische Eigentümlichkeit?) auf eine bewußte literarische Tendenz zurückzuführen sei, aber zu ihrer Erklärung möchte ich auf eine andere Möglichkeit hinweisen, nämlich auf die affektierte und übertriebene Nachahmung der bosnischen Volkssprache. Seit dem XVII. Jahrhundert herrschte unter den kroatischen Schriftstellern Dalmatiens und der benachbarten Gebiete die Ansicht, der bosnische Dialekt sei der schönste und reinste unter allen kroatischen Dialekten. Dieser Ansicht gab besonders der Lexikograph Micaglia Ausdruck, indem er im Vorwort seines Wörterbuches die bosnische Sprache mit dem toskanischen Dialekt verglich und sie für die Schriftsteller als nachahmenswert hinstellte. Er war aber kein geborener Bosnier und so wurde ihm von seinen Neidern vorgehalten, er schreibe in seiner für

die katholischen Untertanen der Türkei bestimmten Grammatik nicht bosnisch sondern ragusanisch.[1] Obwohl Micaglia die ragusanische und bosnische Sprache im Wesentlichen für identisch hielt, wird ihn diese Zumutung doch veranlaßt haben, auf das richtige Bosnisch in seinem Wörterbuche noch mehr zu achten. Es dürfte eben diesem Bestreben zuzuschreiben sein, daß auch er in falsche Jekavismen verfallen ist, wie z. B. *jezjek* (statt *jezik* S. 177), *mješ* (neben *miš* S. 258). Die bewußte Nachahmung der bosnischen Volkssprache wird bei Kačić eine noch entscheidendere Rolle gespielt haben. Den Gedanken legt bereits der Umstand nahe, daß Bosnien immer als das klassische Land der Volksdichtung galt und so ihm auch sprachlich nicht gleichgültig bleiben konnte. Es ist aber auch bezeichnend, daß während er in den beiden ältesten Ausgaben des „Razgovor ugodni" seine Sprache noch *jezik slovinski* genannt hat, sie auf dem Titelblatte der „Korabljica" (1760) hingegen als „bosnisch" *(jezik bosanski)* bezeichnet.

Was sonst die sprachliche Seite der vorliegenden Ausgabe anlangt, dürfte dem Linguisten ein bescheidener Wunsch vielleicht nicht verargt werden. Wenn nämlich die Kroatische Akademie die alten literarischen Werke prinzipiell in moderner Orthographie veröffentlicht, so wäre es doch wünschenswert, die Rechtschreibung des betreffenden Schriftstellers eingehender zu bearbeiten, als es diesmal der Fall ist. Im übrigen müssen wir aber dem Herausgeber für die mustergültige Sorgfalt, mit der er die zweifelhaften Lesungen (besonders bei Eigennamen) in umsichtiger Weise löste und in den Fußnoten verzeichnete, volle Anerkennung zollen. *L. Hadrovics.*

Bartholomäus Kopitars Briefwechsel. I. Teil. Kopitars Briefwechsel mit Karl Georg Rumy. Hrsg. von FRITZ VALJAVEC. München, 1942. Verl. Max Schick. 84 S. 8⁰. (Erweiterter Sonderabdruck aus „Südostforschungen" V, 1940). — Seitdem V. Jagić den Briefwechsel zwischen Dobrowský und Kopitar der gelehrten Welt zugänglich gemacht und die Heldenzeit der Slavistik teilweise in seiner „Entstehungsgeschichte der altkirchenslawischen Sprache", teilweise in der russisch geschriebenen Geschichte der slawischen Philologie mit der ihm eigenen Anschaulichkeit dargestellt hatte, stand Kopitars bahnbrecherische Gestalt und wissenschaftliche Bedeutung ziemlich klar vor dem Slawisten. Wenn sich Valjavec nun doch entschlossen hatte, Kopitars Briefwechsel in seinem ganzen Umfange zu veröffentlichen, so führte ihn keineswegs das einseitige slawistische Interesse, sondern das Vorhaben, Kopitars Rolle über die fachwissenschaftlichen Grenzen hinaus im mitteleuropäischen geistigen Leben seiner Zeit in ein neues Licht zu rücken.

---

[1] Vgl. M. Vanivo: *Leksikograf Jakov Mikalja.* Vrela i prinosi. II (1933). S. 28 f.

Der im vorliegenden Band herausgegebene erste Teil dieser Korrespondenz enthält Briefe an und von Karl Georg Rumy, einem seiner Abstammung und Kultur nach deutschen, aber durchaus ungarisch fühlenden Literaten. Diese „Briefe — wie der Herausgeber selbst bemerkt — vermitteln uns zwar weniger Aufschlüsse von besonderer wissenschaftlicher Tragweite, liefern aber eine Fülle bemerkenswerter Einzelheiten, die in wertvoller Weise bereits Bekanntes ergänzen." Man erfährt neue Einzelheiten über serbische literarische Verhältnisse, so über den Kampf zwischen den konservativen Schriftstellern (an ihrer Spitze mit dem Karlowitzer Metropoliten, St. Stratimirović), die sich für die Erhaltung der slaveno-serbischen Mischsprache einsetzten, und den für die reine Volkssprache begeisterten, die sich auf Karadžićs Prinzipien stützten. Als nicht unwesentlich erscheinen Kopitars Meinungen über die literarischen Leistungen kleiner slawischer Völker zu seiner Zeit, wie z. B. über die slowakische Bibelübersetzung des Domherrn Palkovič, oder über die kroatische des Franziskanerbruders Katančić, obwohl er im letzteren Falle die orthographischen Eigentümlichkeiten offenbar falsch deutete (S. 61). Aus Rumys Briefen kann außer einigen Angaben für das serbische Schulwesen zu Karlowitz besonders die Schilderung des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens in der erzbischöflichen Residenz zu Gran (Esztergom) für den Kulturhistoriker von Interesse sein.

Das veröffentlichte Material ist reichlich, an manchen Stellen — man hat das Gefühl — fast überflüssig kommentiert. Der schlichte Satz in Kopitars Brief: „Heute geht das Gerücht, daß Talleyrand in London gestorben sey" (S. 70) ist z. B. sogar mit drei Fußnoten versehen, von denen die erste eine sehr bescheidene Bildung des Lesers voraussetzt. Andere Anmerkungen erscheinen hingegen als viel zu wortkarg und vermitteln keine wesentlichen Kenntnisse (Nr. 271,327,349), manche sind auch von Fehlern nicht ganz frei. So dürfte der in Rumys Brief erwähnte „siebenb. Kanzler Graf Sam. Teleky" (S. 26) kaum Ladislaus v. Teleki (1764—1821), wie in der Fußnote vermerkt, sondern Samuel v. Teleki (1739—1822) sein. Die Anmerkung Nr. 378 ist wahrscheinlich aus Versehen an falsche Stelle geraten.

Aber diese Kleinigkeiten vermindern keineswegs den Wert dieser sonst mit einer außergewöhnlichen Sorgfalt veranstalteten Veröffentlichung. Mögen auf den ersten Teil bald auch die weiteren folgen.

L. Hadrovics.

Koriensko pisanje. Priredio i izdao Hrvatski državni ured za jezik. (Etymologische Rechtschreibung. Zusammengestellt und herausgegeben vom Kroatischen Staatsamt für Sprachpflege). Zagreb, 1942. 136 S. 8⁰. — Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung der großzügigen sprachlichen Renaissance, die in den letzten Jahren in Kroatien eingesetzt hat. Der unabhängige Staat Kroatien war noch

nicht da, als i. J. 1940 ein vielumstrittenes Buch über die Unterschiede der kroatischen und serbischen Schriftsprache die Presse verlassen hatte.[1] Dieses Buch brach bewußt mit der herkömmlichen linguistischen Auffassung von der Einheit der serbischen und kroatischen Sprache und stellte aus der Laut-, Formen- und Satzlehre, wie auch aus der Stilistik und dem Wortschatze beider Sprachen eine Reihe von unterscheidenden Merkmalen zusammen, welche die Verschiedenheit beider Schriftsprachen und dadurch die Daseinsberechtigung einer eigenständigen kroatischen Sprache zu beweisen berufen waren. Es war nicht zu verkennen — was übrigens auch die Verfasser nicht verhehlten —, daß diesem Bestreben der politische Gedanke zugrunde lag, die Kroaten auch in sprachlicher Hinsicht vor einer serbischen Majorisierung zu beschützen (S. 74). Das Buch eröffnete in der kroatischen Literatursprache einen Kampf gegen alles (Formen, Wörter, Konstruktionen, stilistische Wendungen), was ein serbisches Gepräge hatte, und so für das unverfälschte kroatische Sprachgefühl als fremd erschien. Nach der Ausrufung der kroatischen Unabhängigkeit wurde dieser Prozeß staatlich noch mehr gefördert und durch eine auf jedes Gebiet der menschlichen Betätigung sich erstreckende Spracherneuerung mächtig unterstützt. Im Sinne dieser Spracherneuerung werden nicht bloß die als serbisch empfundenen Formen und Ausdrücke gemieden und durch einheimische Entsprechungen ersetzt, sondern müssen auch die bereits eingebürgerten internationalen Fremdwörter (wie z. B. *Auto, Radio, Statistik, Propaganda* usw.) neugeprägten kroatischen Ausdrücken weichen. Durch diese puristischen Bestrebungen soll die kroatische Sprache von allen wesensfremden Elementen befreit und im Sinne eigengemäßer Entwicklungsprinzipien, unter Aufsicht des staatlichen Sprachpflegeamtes organisch ausgebildet werden. Ähnliche Bedenken führten auch die Wiedereinführung der alten etymologischen Rechtschreibung herbei, deren Regeln auf Grund der Ministerialverordnung vom 14. August 1941 das Sprachpflegeamt im vorliegenden Bändchen zusammenstellte.

In der Einleitung wird kurz auf die Geschichte der kroatischen Rechtschreibung hingewiesen und festgestellt, daß die alten Schriftsteller eher etymologisch, als fonetisch geschrieben haben, und die etymologische Schreibweise auch nach Gajs Reform in der einheitlichen kroatischen Schriftsprache im Wesentlichen bewahrt wurde. Erst i. J. 1892 wurde die von Karadžić Vuk ausgearbeitete und bei den Serben zur restlosen Anwendung gelangte fonetische Schreibweise auch in Kroatien eingeführt, ohne jedoch alleinherrschend geworden zu sein. Einige Patrioten nämlich, wie Anton und Stefan Radić, Vladimir Mažuranić, hielten an der althergebrachten Schreib-

---

[1] Guberina, P — Krstić, K.: *Razlike izmedju hrvatskoga i srpskoga književnog jezika.* Zagreb, 1940. Vgl. die Besprechung in unserer Zeitschrift Bd. VII, S. 338.

weise fest. Durch die staatliche Neuregelung der Rechtschreibung wurde also bloß eine alte Tradition wieder in ihre Rechte eingesetzt. Die Grundsätze dieser Rechtschreibung können in vier Punkten zusammengefaßt werden:

1. Der an Stelle des gemeinslawischen *ě*-Lautes stehende Diphtong wird in den langen Silben mit *ie* (statt des früheren *ije*), in kurzen mit *je* geschrieben. Z. B. *sviet* ‚Welt' aber *djelo* ‚Werk'. (Diese Regel ist vom etymologischen Prinzip eigentlich unabhängig.)

2. Die Angleichung von stimmhaften Mitlauten an stimmlose (und umgekehrt) in der Aussprache wird in der Schrift nicht bezeichnet. So sind z. B. die weiblichen Formen zu *sladak* ‚süß' und *težak* ‚schwer' *sladka, težka* (und nicht wie früher *slatka, teška*), auch werden statt *sojedodžba* ‚Zeugnis' (von *svjedočiti*) und *primjedba* ‚Bemerkung' (von *primjetiti*) *svjedočba* und *primjetba* geschrieben.

3. Die neue Rechtschreibung bezeichnet nicht in zusammengesetzten und abgeleiteten Wörtern die mit dem Stellungwechsel der Sprachorgane verbundene Assimilation nebeneinanderstehender Mitlaute. Z. B. *uzčuvati* bewahren (früher *uščuvati*), zusammengesetzt von *uz* und *čuvati*.

4. Der Ausfall enes Mitlautes in der Aussprache wird bei gewissen Konsonantengruppen in der Schrift nicht berücksichtigt. So wird z. B. von *usta* ‚Mund' das Eigenschaftswort *ustmen* ‚mündlich' und nicht wie früher *usmen* geschrieben.

Von diesen allgemeinen Regeln gibt es selbstverständlich auch Ausnahmen, die wieder nach gewissen Regeln in Gruppen zusammengefaßt werden können. Um Mißverständnissen vorzubeugen, führt das Buch alle möglichen Konsonantenkombinationen auf. Ein wesentlicher Unterschied zeigt sich auch in der Silbentrennung. Laut der früheren Regel kamen alle jene Konsonantengruppen, die im Anlaut vorkommen können, unverzüglich auf die folgende Zeile, (z. B. *i-gra, se-stra*), wogegen jetzt einfache Wörter nach Sprechsilben, abgeleitete und zusammengesetzte Wörter nach ihren Bestandteilen getrennt werden.

Mit der Einführung dieser Rechtschreibung erneuerte die kroatische Philologie ehrbare Traditionen und brach mit einem mechanischen Radikalismus, der den Schreibenden methodisch abgewöhnte, über die Beschaffenheit seiner Muttersprache nachzudenken.

L. Hadrovics.

I. GH. MOISESCU: *Catolicismul în Moldova până la sfârşitul veacului XIV* (Der Katholizismus in der Moldau bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts). Bucureşti, 1942. XXIV + 150 S.

Ein arteigener Bestimmungsfaktor der nordrumänischen Kulturgeschichte ist die Tatsache, daß sie als der nördlichste Vertreter der balkanischen Orthodoxie und das westlichste Mitglied der östlichen

Bildung in den Machtkreis der westlichen Kirche und Kultur gelangte. Die Forschung der rumänischen Kulturgeschichte kann in erfolgreicher Weise eben deshalb, über die Berücksichtigung des rumänischen Materials hinweg, nur in der Kenntnis der außerhalb des rumänischen Gebietes liegenden Kulturzentren, der aus diesen auch dem Rumänentum zuströmenden Einwirkungen und Richtungen, versucht werden. Man kann nur auf Grund der im weitesten Sinne genommenen — einerseits Byzanz, die balkanischen Slawenzentren, Kiew und Moskau, anderseits die ungarische, deutsche, polnische, italienische und französische Bildung umfassenden — Orientierung die einzelnen Momente der rumänischen Bildung klarlegen und verstehen.

Die rumänische Kulturpolitik ist auch sichtlich bestrebt, den praktischen Folgen dieser Erkenntnis Rechnung zu tragen. Besonders klar kommt dies in der zielbewußten Erziehung der rumänischen Theologen-Elite zur Geltung. Die Rumänen sandten ihre Stipendiaten in den auf den Weltkrieg folgenden zwei Jahrzehnten, vor oder nach ihrer Studienreise nach dem Westen, zumeist nach Frankreich, systematisch auch auf eine Studienreise nach Athen und Polen. So gestaltete sich jener gründlich gebildete Theologenkreis, der die im Jahre 1934 neuorganisierte Zeitschrift „Biserica Ortodoxă Română" (die Rumänische Orthodoxe Kirche) auf ein hohes Niveau hob und zu einem Organ machte, das über die ganze östliche Kirche einen Überblick zu geben vermag. Wir weisen auf diesen verehrungswürdigen Umstand bei der Gelegenheit hin, daß uns das neue kirchengeschichtliche Werk des Schriftleiters der „Biserica Ortodoxă Română", I. Gheorghe Moisescus in die Hände gelangte. Über die abgeschlossenen Grenzen kommt nur selten ein neues Produkt des rumänischen Wissenschaftslebens zu uns und gerade deshalb bedeutet es für uns eine besondere Freude, über dieses neue rumänische kirchengeschichtliche Werk Rechenschaft ablegen zu können. Moisescu war uns bisher durch seine Wirksamkeit, die er der Klärung der griechischen Verbindungen der rumänischen Kirche widmete, bekannt, sein neues Werk zeugt für die Erweiterung seines Interessengebietes.

Er betont in der Einleitung, daß sein Werk den „Katholizismus", als den „römischen" Katholizismus, die römisch-katholische Konfession behandelt. Über diesem, dem östlich-orthodoxen Standpunkt entspringenden Entschluß setzt er sich die wissenschaftliche Objektivität zum Ziel: „obwohl ich ein orthodoxer Kleriker bin, bestrebte ich mich bei der Anwendung der verschiedenen Quellen unparteiisch zu verfahren". Diese seine Bestrebung — die ihm stellenweise auch gelang — sichert in erster Linie den Erfolg seines Werkes. Die andere Garantie im Interesse des Erfolges ist jene Gewissenhaftigkeit, mit der er das ganze Quellenmaterial und die Literatur der Frage bearbeitete. Besonders wichtig ist, daß er, wider der bisherigen Forschung und Bearbeitungen, außer dem auf den Moldauer Katholizismus bezüglichen rumänischen, lateinischen und teilweise ungarischen Material, auch

die polnischen Quellen und die polnische historische und kirchengeschichtliche Literatur bearbeitete.

Sein Buch teilt sich in zwei große Abschnitte; der erste klärt die mittelalterliche Geschichte des Moldauer Katholizismus im Rahmen des Verhältnisses der Moldau zu Ungarn, der zweite in dem der Moldau zu Polen auf. Für seine historische Auffassung ist die Feststellung bezüglich der polnischen Einwirkung auf die Moldau charakteristisch: „Im Mittelalter begleiteten die politischen Verbindungen die kirchlichen, die Handelsverbindungen kamen jedoch oft sowohl diesen, wie jenen zuvor" (S. 64). Dieses Prinzip sichert seinem Werk ein allgemeines Interessengebiet und reiht die kirchlichen Ergebnisse in den weiten Rahmen der wirtschaftlichen und politischen Geschichte ein.

Was den ungarischen und polnischen politisch-kirchlichen Einfluß anbelangt, hält er sichtlich den polnischen, betreffs der rumänischen Entwicklung, für ungefährlicher und heilvoller, und bestrebt sich in seiner Erörterung überall dessen Wichtigkeit, zum Nachteil des ungarischen, hervorzuheben. Möglicherweise ist dies keine Absichtlichkeit, sondern eine einfache Folge des leichteren Gebrauchs der polnischen, als der ungarischen Quellen. Der erste Teil seines Buches führt die ungarischen mittelalterlichen Quellen gründlich an, da diese lateinischer Sprache sind, er kennt jedoch die neue ungarische Geschichtsliteratur nur wenig. Ladislaus Makkais tiefgreifende Abhandlung *(A milkói (kun) püspökség és népei* — Das Milkóer kumanische Bistum und seine Völkerschaften) wird von ihm oft angeführt; er ist mit ihm einverstanden und wendet seine Ergebnisse auch selbst an, obwohl er das Buch jedoch nur in handschriftlicher Übertragung kennt (vgl. S. XVI. Anm. Nr. 4). Die Schwierigkeit einer derartigen Arbeit ist offenbar, da man zwar einzelne kleinere Artikel übersetzen kann, eine ganze Geschichtsliteratur jedoch keineswegs. Dies wirft auf einen schwachen Punkt der — sonst sehr gründlichen — neuen rumänischen Geschichtsschreibung im Altreich ein Licht, darauf nämlich, daß nur wenige der Forscher ungarisch können. Es ist allbekannt, daß selbst die größten, so Iorga und Giurescu, keine Ausnahme bildeten, noch bilden. Man kann die in der rumänischen Geschichte so entscheidenden ungarischen Einwirkungen nicht auf Grund der aus zweiter Hand gewonnenen Quellen kennenlernen. Diese Mangelhaftigkeit erscheint als ein schweres Versäumnis, wenn die ausgewählte Frage gerade dem Bereich der ungarisch-rumänischen Beziehungen angehört.

Dieser Mangelhaftigkeit Moisescus schreiben wir jenen Teil seines Buches zu, in dem er sich mit der Mission des Königs Ludwig des Großen unter den schismatischen Rumänen Siebenbürgens befaßt (S. 42—43). Er behandelt die einzelnen Begebenheiten der Bekehrung auf Grund der von Fekete Nagy—Makkai zusammengestellten *Documenta* und nennt sie in traditioneller rumänischer Einstellung

„Glaubensverfolgung", ohne die, in einem großen Missionsplan wurzelnde Einheit der einzelnen Bekehrungs- und Verfolgungsfälle erblicken zu lassen. Bei dieser Frage hätte es genügt, statt einer Teilmonographie, das entsprechende Kapitel der *Ungarischen Geschichte* von Hóman—Szekfű zu durchblättern, um die religionspolitische Mission des ungarischen Anjou-Königreiches kennen zu lernen. Daß er Ludwig den Großen Träger der „sogenannten" Sankt-Stefanskrone nennt (S. 60), heben wir als einen solchen Ausdruck hervor, der des Tones einer so ernsten, wissenschaftlichen Arbeit nicht würdig ist.

Das größte Ergebnis des mittelalterlichen Katholizismus ist der Übertritt des Wojwoden Latcu im Jahre 1370 zum katholischen Glauben und, im Zusammenhang damit, die Gründung des Bistums von Szereth. Das Szerether katholische Bistum war die staatskirchliche Organisation des neuen Moldauer rumänischen Staates, das — nach sehr wahrscheinlicher Annahme — der Wojwode deshalb ins Leben gerufen hatte, um dadurch in der Person des Papstes eine Unterstützung gegen die drohende Macht des ungarisch-polnischen Doppelkönigtums von Ludwig dem Großen zu finden. Das Breve Urbans V. vom 24. Juli 1370 läßt es erkennen, daß man am päpstlichen Hof darüber im Klaren war, die Moldauer Rumänen seien nicht katholischen Glaubens, sondern Schismatiker, sie sahen jedoch im Konfessionswechsel des Wojwoden eine Bürgschaft dafür, daß auch sein Volk übertreten werde. Die Wichtigkeit der Errichtung des Szerether Bistums wird durch jenen Umstand hervorgehoben, daß die Moldau zu dieser Zeit noch kein anerkanntes, organisiertes östliches Bistum besaß.

Der politische Hintergrund von Latcus Konfessionswechsel erklärt jedoch nicht alles, was mit dem Vordringen des Moldauer Katholizismus um das Jahr 1370 zusammenhängt. Moisescus politisch-historische Anschauung und die scharfe Scheidung der ungarischen und polnischen Einwirkung im moldauischen Katholizismus bedeutet, unserer Ansicht nach, eine Schwierigkeit in der klaren Übersicht der von ihm so gewissenhaft gesammelten Angaben. Entscheidend wäre nicht die Feststellung des ungarischen oder polnischen Einflusses, sondern der Hinweis, daß in den Jahren um 1370 neben der alten bischöflichen Organisation von Milkó, die kraftvolle Mission des Franziskanerordens, als ein neuer katholischer Faktor erschienen war. Desselben Ordens, der zur Zeit der Tatarenmission, am Ende des XIII. und in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts bereits auf diesem Gebiet gewirkt hatte (vgl. die auch von Moisescu angeführte Abhandlung von C. Andreescu: *Aşezări franciscane la Dunăre şi Marea Neagră în sec. XIII—XIV.* — Franziskanersiedlungen an der Donau und am Schwarzen-Meer im XIII—XIV. Jahrhundert. Cercetări Istorice, Iaşi, 1932—1933, S. 151—63) und der zu dieser Zeit in den balkanischen Lehnprovinzen des ungarischen Königreiches am eifrigsten an der Bekehrung der Schismatiker mitwirkte. Jene Arbeit,

die in Widin und im Szörényer Banat von den Mönchen des bosnischen Vikariats begonnen wurde, leistete in der Moldau das polnische Vikariat. Zwei Mönche deutscher Abstammung, die dem polnischen Vikariat angehörten, begannen die Bekehrungsarbeit und dem Erfolg ihrer Bemühungen wird im erwähnten Breve des Papstes Urban V. folgendermaßen Erinnerung getragen: „sed quorundam fratrum minorum predicationibus et doctrinis inducti abnegare volunt omne scisma . . ." Den Erfolg der Franziskanermission zeigt, daß der durch den Papst ernannte erste Szerether Bischof, der aus vornehmer Familie stammende Andreas von Krakkau selbst, auch ein Franziskaner war. Es ist nicht ausgeschlossen, daß an der Franziskanermission, die das Szerether Bistum ins Leben rief, auch Andreas von Krakkau teilgenommen hatte. Er war einer der angesehensten, führenden Mitglieder der östlichen Mission des Franziskanerordens, der vor seinem Auftreten in der Moldau, bereits in Litauen an der Bekehrung der Schismatiker arbeitete. Nach seiner Ernennung zum Bischof von Szereth betraute ihn der Papst mit der Seelsorge jener katholischen Gläubigen, die in Galizien, unter den Anhängern der östlichen Kirche lebten. Moisescu meint, ungeachtet des Missionärencharakters von Andreas von Krakkau, der sich aus diesen Angaben entfaltet, daß er in der Moldau keine Bekehrungsarbeit geleistet habe. Jenen Abschnitt der Ernennungsurkunde (24. Juli 1370), in dem Urban V. Andreas von Krakkau als eine derartige Persönlichkeit charakterisiert, die dazu berufen ist, die ihm anvertraute Kirche und das Volk (populus) zu regieren, legt er dahin aus, daß er sich in erster Reihe auf das ungarische und deutsche Bürgertum der Stadt Szereth bezog. Er schenkt auch dem Breve Gregorius XI. vom 13. Juli 1372 keinen Glauben, laut dessen Andreas von Krakkau viele der Moldauer Orthodoxen bekehrt habe (ut asseritur . . . multos e dictis schismaticis convertisse). Seiner Ansicht nach ist diese Stelle entweder eine Prahlerei des Bischofs selbst, der sich auf dieser Weise neue Benefizien neben die bescheidenen Szerether Einkünfte verschaffen wollte; ist sie jedoch wahr, so bezieht sie sich nicht auf die Rumänen, sondern auf die Litauer. Er gründet diese Ansicht darauf, daß laut des Vergleichs der Quellenangaben der Bischof von Szereth sich fast ständig in Polen aufhielt.

Die angeführten Quellen beweisen wirklich klar genug, den ständigen oder wiederholten Aufenthalt des Bischofs in Polen. Unserer Meinung nach kann man jedoch diesen ganzen Zeitabschnitt der Mission nicht so betrachten, als ob er an eine einzige Person und noch dazu an die des Bischofs, der eine wichtige führende Rolle zu erfüllen hatte, gebunden gewesen wäre. Der Beginn der Mission knüpft sich nicht an seinen Namen, sondern an den zweier Franziskaner, Nikolaus von Mehlsack und Paulus von Schweidnitz. Diese Mönche waren Mitglieder des polnischen, eigentlich des ruthenenländischen Vikariats (Vicaria Russiae). Dieses Vikariat erhielt zur Förderung der

Bekehrungstätigkeit unter den Ruthenen und den Moldauer Rumänen, infolge der Vermittlung des Vikars Nikolaus von Krosno, am 28. Januar 1369, von Urban V. und in den Jahren 1371 und 1373 von Gregor XI. dieselben Privilegien, wie das bosnische Vikariat, das an den südlichen Grenzen dieselbe Arbeit leistete. Über die Erfolge der Moldauer Franziskanermission haben wir jedoch, außer den Schriftstücken, die mit Andreas von Krakkau in Verbindung stehen, andere, entscheidendere Beweise. Diese sind zwei Breves des Papstes Gregor XI. aus dem Jahre 1374, das eine an den Erzbischof von Esztergom (Gran) und Kalocsa, das andere an Ludwig den Großen. In diesen wünschte der Papst Anton von Spalato zum Bischof der Moldau zu ernennen (laut Moisescu zum Bischof von Milkó, es ist jedoch unserer Meinung nach nicht ausgeschlossen, daß er ihn an Stelle des sich in Polen bzw. in Galizien aufhaltenden Andreas von Krakkau, zum Bischof von Szereth ernennen wollte) und hoffte viel von seiner Ernennung, weil Anton von Spalato auch bisdahin viele Rumänen vom Schisma bekehrte und taufte, dazu die rumänische Sprache beherrschte. Diese beiden Breves bekunden, auf welchem Wege die Mission ging und welche Mittel ihren Erfolg sicherten, sie machen es gleichzeitig unzweifelhaft, daß, wenngleich Andreas von Krakkau nicht persönlich an der Bekehrung der Rumänen teilnahm, die Franziskanermission in den Jahrzehnten um 1370 in erfolgreicher Weise im Kreise der Moldauer Rumänen ihre Bekehrungsarbeit getrieben hatte.

Das Breve Gregors XI. ist auch deshalb wichtig, weil es ein Licht darauf wirft, wer der wirkliche Führer des großen katholischen Vordringens in den Jahren um 1370 war. Die Breves bezeichnen Ludwig den Großen als geliebtesten Sohn des Papstes, und schreiben davon, daß der Erfolg der Franziskanermission seiner Unterstützung zu verdanken sei. Ludwig der Große wurde am 17. November 1370 zum Polenkönig gekrönt und konnte von dieser Zeit an auch auf dem Gebiet der Moldau seine östliche Politik missionären Charakters mit größerer Energie vertreten. Neben dem individuellen Schritt politischen Charakters des Woiwoden Latcu und der Mission der Franziskaner, ist er der dritte und gleichzeitig der ausschlaggebendste Faktor dieser Mission. Die Ernennung Nikolaus von Buda, des ungarischen Augustinermönches moldauischer Herkunft, zum Milkóer Bischof im Jahre 1371 und jenes Breve, in dem der Papst Ludwig den Großen ersucht, die Güter des Milkóer Bistums, das unter der Leitung der polnischen Bischöfe verarmt war, wiederzuerlangen, beweisen dies ebensowohl, als auch im Jahre 1374 die Angelegenheit der Ernennung Anton von Spalatos zum Bischof und das Besetzen des Szerether Bischofsstuhles, das dieser voranging. Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei der Auswahl der Person Andreas von Krakkaus, außer dem, daß er Franziskaner war, auch das eine Rolle spielte, daß er lange Zeit hindurch Hofkaplan der Ungarnkönigin Elisabeth, der Mutter

Ludwigs des Großen war. Diese Angaben weisen viel einheitlicher auf die Arbeit des Ungarnkönigs hin, der sich an der Bekehrung der Schismatiker bemühte, als daß man sie trennen könnte und die katholische Mission der Zeit Ludwigs des Großen in ein besonderes ungarisches und ein besonderes polnisches Wirkungsgebiet teilen könnte, wie dies Moisescu versucht. Noch weniger kann davon die Rede sein, daß zu dieser Zeit der ungarische Einfluß dem polnischen gegenüber an Raum verloren hätte. Ganz überraschend und irreführend wirkt aus diesem Gesichtspunkt her die Tatsache, daß Moisescu sich mit Anton von Spalato nicht im Rahmen der Franziskanermission befaßt, sondern in einem anderen Kapitel, dem er den Titel „das Abnehmen der ungarischen katholischen Propaganda in der Moldau" gibt.

Der Einfluß Ludwigs des Großen kam nach dem Jahre 1375 in den Kirchenangelegenheiten der Moldau noch mehr zur Geltung. Dieser Einfluß kam nicht unmittelbar aus Ungarn, sondern aus Lemberg, wo zu dieser Zeit der Hauptvertreter der ungarischen Bestrebungen, der Statthalter Ladislaus von Oppeln war. Er kam im Jahre 1372 an die Spitze der Regierung Galiziens und seine Aufgabe war die durch Ruthenen bewohnte Provinz nach Möglichkeit den Polen zu entreißen und an Ungarn zu schalten. Das historische Geschick der Moldau war zu dieser Zeit ganz an Galizien gebunden, wer dieses Land beherrschte, dessen Wille war auch in der Moldau maßgebend. Ladislaus von Oppeln war bestrebt seine Aufgabe nicht allein auf politischem Wege, sondern auch durch Benützung der kirchlichen Mission zu verwirklichen. Um sein Ziel zu erreichen, unterstützte er den Dominikanervikar, Elie Petit, aufs wärmste darin, die im Jahre 1365 aufgehobene Gesellschaft der Dominikaner Pilgerväter neu zu erwecken. Die Pilgerväter standen in erster Reihe im Dienst der Mission, sie besaßen in der Gegend des Schwarzen-Meeres Klöster und ihre Arbeit gewann durch die Unterstützung Ladislaus von Oppeln eine ernste Nachhut im Ruthenenlande und in der Moldau dadurch, daß der Dominikanergeneral im Jahre 1376 oder 1377 ihnen sechs, bisdahin der polnischen Provinz angehörende Klöster übergab. Drei von diesen Klöstern lagen in Galizien (Lemberg, Lancut und Przemysl), zwei in Podolien (Kamenic und Smotrycz) und eines in der Moldau. Ladislaus von Oppeln ging sogar weiter, indem er eine päpstliche Erlaubnis erlangte, laut der diese Klöster Gutbesitze haben konnten und dem Kloster von Lemberg eine große Domäne schenkte.

So ist es zu verstehen, weshalb die Rolle der Franziskaner, nach dem Jahre 1375 auch in der Moldau durch den Einfluß der Dominikanerväter übernommen wurde. Nachdem Andreas von Krakkau nach Polen zog, wurde der Szerether Bischofstuhl nacheinander von zwei Dominikanern besetzt. Nach dem Tode des Vojwoden Lațcu war in den Moldauer Wojwodenstuhl ein stark östlich-orthodox eingestellter Herrscher gelangt, Petru Mușat, dessen Mutter Margarethe

jedoch, die entweder Tochter, oder Schwester des Vojwoden Lațcu sein mochte, die katholische Mission auch fernerhin unterstützte. Sie ließ in der Stadt Szereth ein Kloster und eine Kirche erbauen und erwirkte bei ihrem Sohn eine Schenkung an diese — das Kloster und die Schenkung erhielten ebenfalls die Dominikanermönche. Der mittelbare und unmittelbare Einfluß Ludwigs des Großen behielt seine Gültigkeit in der katholischen Mission der Moldau bis zu seinem Tod und fand zu jederzeit jene örtlichen Faktoren, die ihm in dieser Arbeit behilflich waren. Nach 1382 sind, bis zum Ende des Jahrhunderts, Podolien und Galizien und gemeinsam mit diesen Provinzen die Lehnsherrschaft über die Moldau, der Gegenstand des Wettstreites der ungarischen und polnischen Kräfte. Dieser politische Umstand beeinflußte die begonnene moldauische Mission nachteilig. Die neuen Dominikanerbischöfe von Szereth hielten sich lieber in Polen auf und das Bistum gelangte in einen vernachlässigten Zustand, so wie einst das Milkóer Bistum. Die politischen Zwistigkeiten und das Abnehmen der Mission boten am Ende des Jahrhunderts die Gelegenheit zur Erschaffung der östlichen orthodoxen Diözese in der Moldau.

Für den wertvollsten Teil von Moisescus Buch halten wir den Abschnitt, der die neue Organisation der Dominikaner Pilgerväter, deren politischen Hintergrund und ihre Moldauer Erfolge behandelt. In diesem Teil kommt das bearbeitete und aus dem Gesichtspunkt der ungarischen Geschichtsliteratur neue polnische Material am meisten zur Geltung. Wir müssen jedoch bedauern, daß er sein gesammeltes Material nicht besser zu beleuchten vermochte und uns dadurch nicht zeigen konnte, daß der Moldauer Katholizismus des XIV. Jahrhunderts, die unter den Rumänen erschienene westliche Einwirkung und Mission das Werk des apostolischen Ungarnkönigs Ludwig des Großen und der von ihm unterstützten Kirchenorden war. *Stefan Juhász.*

M. COSTĂCHESCU: *Documentele moldovenești dela Bogdan voevod (1504—1517).* București, 1940. 8⁰ XXIII. 559 S., 5 Facsim. P. P. PANAITESCU: *Documentele Țării Românești I. Documentele interne (1369—1490).* București, 1938. 8⁰ 401 S., 4 Facsim.

Im Laufe von zwei Jahren zwei neue Quellenausgaben, — dies bedeutet einen großen Gewinn für die rumänische Geschichtsschreibung, die bis zum heutigen Tage stark den Mangel an derartigen Werken empfindet. Die rumänische Quellenforschung steht noch sehr zurück; ihre Geschichte beginnt eigentlich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts; Vorläufer hat sie kaum. Die großangelegte Sammeltätigkeit, die im Abendlande und in Ungarn von den Forschern des vorausgegangenen Zeitalters, des 16—18. Jahrhunderts, geleistet wurde, fehlt hier völlig. Demzufolge steht die rumänische Geschichtsschreibung im Ver-

gleich zu derjenigen der westeuropäischen Völker, oder auch der Ungarn, sehr stark zurück: zur Zeit, als hier mit der kritischen Sichtung des im Laufe von Jahrhunderten gesammelten Materials und mit seiner Bearbeitung nach modernen Prinzipien entsprechenden Methoden begonnen wurde, war dort selbst das Material noch unbekannt; die ersten großen Synthesen der rumänischen Geschichte wurden sozusagen vom Nichts heraus bearbeitet, und die Kräfte der hervorragendsten Fachleute werden auch seitdem in erster Linie von der Bestrebung beansprucht, das Quellenmaterial zu erschließen und zu veröffentlichen. Die großen Mängel erheischen eine gesteigerte Leistung und ein rasches Arbeitstempo; dabei wird die Notwendigkeit der kritischen Sichtung ziemlich in den Hintergrund gedrängt. In den letzten Jahrzehnten erschienen in rascher Aufeinanderfolge die rumänischen Quellenveröffentlichungen, doch ist ein guter Teil von ihnen völlig unzuverlässig, und auch vom übriggebliebenen, brauchbaren Teil kann nur ein Bruchteil zu genauen philologischen Vergleichungen, wie sie in abendländischen Veröffentlichungen üblich sind, herangezogen werden.

Die beiden vorliegenden Bände gehören zu den besten dieser Art, wofür die Persönlichkeit der Verfasser bürgt. Costăchescu ist einer der hervorragendsten — vielleicht der beste von den heute lebenden — Forschern des rumänischen geschichtlichen Quellenmaterials in slawischer Sprache. Seine Kenntnisse befähigen ihn besonders zur Aufgabe, das mittelalterliche Urkundenmaterial der Wojwodschaften, dessen größter Teil nämlich in slawischer Sprache abgefaßt ist, zu erschließen, und das große Werk von I. Bogdan, der durch die Herausgabe der Urkunden des moldauischen Wojwoden Stefans des Großen (1457—1504) den Grundstein zu einer „moldauischen Urkundensammlung" legte und zugleich die Prinzipien festsetzte, nach denen derartige Arbeiten auszuführen sind, fortzusetzen. Costăchescu erschloß und veröffentlichte Bogdans Spuren folgend die moldauischen Urkunden aus der Zeit vor Stefan dem Großen, ferner auch diejenigen aus der Zeit des großen Wojwoden, die Bogdan noch nicht bekannt waren.[1] Ihrer beiden Verdienst ist es, daß das Urkundenmaterial zur mittelalterlichen Geschichte der Moldau den Forschern in handlichen, leicht zugänglichen Veröffentlichungen zur Verfügung steht. Ihre Arbeiten stehen auch qualitativ hoch über dem bei rumänischen Veröffentlichungen gewöhnlichen Durchschnitt; bezüglich der Beurteilung der Glaubwürdigkeit, der Genauigkeit der Angaben, der Anbringung von Anmerkungen und der sachlichen Genauigkeit können sie als Muster gelten.

Panaitescu kennt das Quellenmaterial der rumänischen Geschichte ebenfalls gründlich und leistete in mehreren Studien wert-

---

M. Costăchescu: *Documentele moldoveneşti înainte de Ştefan cel Mare* I—II. Iaşi, 1931—1932 und *Documente moldoveneşti dela Stefan cel Mare.* Iaşi, 1933.

volle quellenkritische Arbeit. Seine wirkliche Bedeutung liegt jedoch nicht so sehr in diesen, als in seinen anderen Werken, die ihn unter die führenden Persönlichkeiten der heutigen rumänischen Geschichtswissenschaft erheben. Er ist Anhänger der neueren Richtung, die mit Const. C. Giurescu an der Spitze, und im Gegensatz zu den Anhängern der freieren Schule des weiland N. Iorga, die sachliche Treue, die Anlehnung an die Quellen und die Genauigkeit der Auslegung betont.

Beide Veröffentlichungen entsprechen dem guten Ruf ihrer Verfasser. Beide stellen großen Wert dar, jedoch aus verschiedenen Gesichtspunkten gesehen. Das Werk Costăchescus ist die Vollendung einer seit Jahrzehnten in Gang gewesenen Arbeit: nach dem Erscheinen kann man wohl sagen, daß wir das mittelalterliche Quellenmaterial der Moldau wahrhaftig kennen. Als Ergebnis langer und erschöpfender Forschungen stehen diese primären Quellen der Geschichte der Wojwodschaft vor uns, die die Schriftsteller der Jahrhundertwende noch entbehren mußten oder höchstens nur zu einem geringen Teil, mit großer Mühe benutzen konnten. Die den Urkunden beigegebene reiche Fülle von Anmerkungen verdient besondere Erwähnung: sie ersetzen für den Forscher der Orts- oder Familiengeschichte mitunter ganze Monographien. Panaitescus Ziel ist anders: er will inbezug auf die Walachei all das zugleich bieten, was über die Moldau zwei hervorragende Fachgelehrten, Bogdan und Costăchescu, als Ergebnis beinahe ihres ganzen Lebens sammelten. Er will einen „Codex Diplomaticus" der Walachei veröffentlichen und zum Teil leistet er tatsächlich diese Arbeit. Natürlich nicht mit jener Gründlichkeit in den Einzelheiten, wie Costăchescu; dies bedeutet jedoch nicht viel der wichtigen Tatsache gegenüber, daß der Forscher von nun an auch das mittelalterliche Urkundenmaterial der Wojwodschaft Walachei in einer einheitlichen Sammlung in die Hände bekommt, und nicht mehr genötigt wird, dieses Material — wie es früher war — aus versteckten, größtenteils unzugänglichen, kleinen Veröffentlichungen aufzustöbern. Aus der Verschiedenheit der Zielsetzungen folgen natürlicherweise einige kleinere oder größere Verschiedenheiten in der Eigenart, in der inneren Einteilung beider Veröffentlichungen. Es wäre sehr lehrreich — um die Probleme der rumänischen Quellenveröffentlichung, die Schwierigkeiten der Arbeit und die zur Überbrückung der letzteren dienenden Überlegungen kennenzulernen — diese Unterschiede aus rein prinzipiellem Gesichtspunkt näher zu untersuchen; dadurch würden wir jedoch die Ausmaße einer Besprechung stark überschreiten. Wir wünschen bloß zu betonen, daß wir durch die Erwähnung dieser Abweichungen kein Werturteil über diese Veröffentlichungen aussprechen wollen, weder inbezug auf die Prinzipien der Publikation, noch auf ihre Brauchbarkeit: die Unterschiede ergeben sich aus der Verschiedenheit der Zielsetzungen, und seinem eigens gesetzten Ziel entspricht jedes Werk vollkommen. Dieser Umstand wird auch dadurch nicht vermindert, daß be-

züglich einiger Einzelheiten gegen beide berechtigte Einwände zu erheben sind.

Costăchescus Material schließt die Geschichte von dreizehn Jahren in sich. Das ist ein von Kriegen unterbrochenes, schweres Zeitalter in der Geschichte der Moldau, während dessen auch in der Beurkundung manchmal längere Unterbrechungen einsetzten. Trotzdem sind 88 Urkunden vorhanden, beinahe die Hälfte der Anzahl, die Panaitescu in der Walachei aus zehnmal längerer Zeit zu sammeln vermochte. Dieser Umstand weist nicht bloß auf die entwickeltere Schriftlichkeit der Moldau hin, sondern in erster Linie auf die Tatsache, daß die Beurkundung in beiden Wojwodschaften erst spät, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen Aufschwung nahm und daß wir von dieser Zeit, sowie vom Anfang des folgenden Jahrhunderts, weitaus mehr Material besitzen, als aus dem vorausgegangenen, längeren Zeitalter. Costăchescus Sammlung, die außer dem Material der rumänischen Akademie und der Staatsarchive von București, Iași, Chișinău auch mehrere andere, kleinere Einheiten berücksichtigte, ist als vollständig anzusehen; obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß von unbekannten Orten, aus dem Hausarchiv irgendeiner Familie oder irgendeines Klosters weitere Stücke zum Vorschein kommen werden; ihre Anzahl wird jedoch kaum bedeutend sein und es ist nicht wahrscheinlich, daß diese in Costăchescus Veröffentlichung mitgeteilten Angaben, das aus ihnen zu gewinnende historische Bild in beträchtlichem Maße abändern würden. Was ihren Gegenstand betrifft, beziehen sich einundzwanzig von den insgesamt achtundachtzig Urkunden auf äußere Gebiete, auf Beziehungen zu Siebenbürgen und Polen; siebenundsechzig Urkunden behandeln innere Angelegenheiten; besonders Güterschenkungen und mit Gutsbesitzen zusammenhängende Rechtsangelegenheiten, Käufe und Bestätigungen. Die beiden Gruppen teilt Costăchescu, auf die in seinen früheren Veröffentlichungen gewohnte Weise, getrennt mit; zuerst die inneren, dann die äußeren Angelegenheiten behandelnden Urkunden.

In der Technik der Mitteilung folgt Costăchescu bereits früher herausgebildeten Prinzipien. Nach der laufenden Nummer, Datierung und der kurzen Regeste folgt der vollständige Text der Urkunde (bei den in slawischer Sprache abgefaßten Urkunden in zyrillischer Schrift und drucktechnisch möglichst den schrifttechnischen Feinheiten des Originals entsprechend), dann folgt nach dem Text der slawischen Urkunden, deren Lesung auch für die Mehrzahl der rumänischen Historiker Schwierigkeiten bietet, die vollständige und möglichst genaue rumänische Übersetzung. Dieser folgen dann die Anmerkungen, die Costăchescus Sammlungen durch ihre Fülle von allen anderen Veröffentlichungen unterscheiden. Sie enthalten ausführliche Angaben über Fundort und Zustand des Originals, über eventuelle Transsumpte, Übersetzungen und deren Irrtümer, dann über die allgemeine Bedeutung der Urkunde und über die darin vorkommenden Orts- und Per-

sonennamen. Man findet in diesen Anmerkungen vollständige Stammtafeln einiger bedeutenderer Bojarenfamilien, ausführliche Geschichte ihrer öfters erwähnten Güter, mit einer erschöpfenden Aufzählung von Einzelangaben, die dem Forscher jahrelange Arbeit ersparen kann. Costăchescu betont besonders, daß er bezüglich der in den Urkunden erwähnten Personen und Ortschaften — indem sie überhaupt zu identifizieren waren — sämtliche bekannte Angaben zusammengestellt hat. Dadurch hat er die gewohnten Ausmaße der Quellenveröffentlichungen zweifellos stark überschritten; es steht jedoch fest, daß er dadurch der Geschichtsschreibung seiner Nation und besonders denjenigen Forschern, die die Orts- und Familiengeschichte, diese in Rumänien bisher bedauerlicherweise vernachlässigten, jedoch unerläßlichen Studien betreiben wollen, sehr große Dienste geleistet hat.

Was die Methode der Textveröffentlichung betrifft, strebte er absolute Genauigkeit an. Deshalb löste er die Abkürzungen der slawischen Urkunden nicht auf, was schon deshalb richtig ist, da die Schriftlichkeit der Moldau — wie er berichtet — vielerlei äußeren Einwirkungen ausgesetzt war und demzufolge eine und dieselbe Abkürzung mehrere Bedeutungen haben kann, ihre Auflösung also zu Mißverständnissen führen würde. Die von ihm mitgeteilten slawischen Texte folgen also ganz getreu dem Original, solche Schrift- und Betonungszeichen ausgenommen, die nur für die Zeitgenossen von Belang waren und bis heute ihren Sinn verloren; diese hat Costăchescu einfach weggelassen und auch die Punktuation modernisiert, wodurch er die Brauchbarkeit seines Werkes in philologischer Hinsicht zweifellos verminderte; so gelang ihm andererseits aus publikationstechnischem Gesichtspunkt fast unüberbrückbar scheinende Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Er arbeitete möglichst auf Grund des Originals, was als ein seltenes Verdienst hervorzuheben ist, da sich die Sache bei der überwiegenden Mehrzahl der rumänischen Urkundenveröffentlichungen anders verhält, doch nahm er im Interesse der Vollständigkeit auch die Urkunden in seine Sammlung auf, die ihm nur in Form von Regesten oder alten Übersetzungen (suret) zur Verfügung standen.

Obwohl sein Werk sowohl bezüglich der Publikationstechnik, als auch der Anmerkungen hoch über dem Durchschnitt der rumänischen Quellenveröffentlichungen steht, ist es doch nicht ganz fehlerfrei; es finden sich darin einige Verschreiben, die störend wirken. Nach ihm wäre z. B. die am 25. März 1512 aus Bahluiu (im Original: „ex oppido Bahlovie") datierte Urkunde des Wojwoden Bogdan in Hârlău herausgegeben (S. 499); der am 26. September 1510 den siebenbürgischen Sachsen („parcium transsilvanarum Saxonibus") geschriebene Brief wäre an die Hermannstädter gerichtet gewesen (S. 497) usw. Die Namen der die polnisch-moldauischen Friedensverhandlungen v. J. 1510 leitenden ungarischen Gesandten teilt er in der Form „Ujvalt Corlătesc" bzw. „Bilai Bârlibașa" mit (S. 461), was auf jeden Fall irrtümlich ist, da die Namen im Original in der Form „pana Užvalta

Korlats*kogo*" bzw. „pana Bilai Brălibașa" stehen. Übrigens hat er keinen Grund zur Rumänisierung dieser Namen, da es sich ja um ungarische Gesandten handelt und offensichtlich ist, daß ihre Namen nur der slawische Schreiber entstellte, so, wie es seinem Ohr am besten entsprach. Wie die Namen in Wirklichkeit lauteten, hätte Costăchescu sehr leicht feststellen können, wenn er sich den einige Seiten davor in seiner Sammlung stehenden Brief (S. 453) angesehen hätte, den die Gesandten des Ungarnkönigs: Oswaldus de Korlathkew und Barnabas Belay am 12. Dezember 1509 aus Suceava, der Hauptstadt der Moldau an die Stadt Bistritz richteten, in der Angelegenheit der Übermittlung ihrer Botschaft an den siebenbürgischen Wojwoden. Aus dem Vergleich dieses Briefes mit der vorhererwähnten Urkunde geht es jeden Zweifel ausschließend hervor, daß die Gesandten des Königs Oswald Korlátkövi, Burgvogt von Tata und Barnabás Bélay, Banus von Szörény, also ungarische Herren waren. Wir wollen jedoch wiederholt betonen: derartige Fehler oder Ungenauigkeiten, seien sie noch so störend an ihrer Stelle, vermindern nicht den Wert der Tätigkeit Costăchescus, den Wert der Tatsache, daß es neben I. Bogdan er war, der die mittelalterlichen Urkunden der Moldau für die Geschichtsforschung zugänglich machte. In dieser großen Arbeit bedeutet sein vorliegendes Werk einen wertvollen Zuwachs.

Im „Codex Diplomaticus" der Walachei von Panaitescu ist, wie es aus den einleitenden und abschließenden Erklärungen der Veröffentlichung hervorgeht, das auf Binnenangelegenheiten bezügliche Urkundenmaterial der Wojwodschaft Walachei zwischen den Jahren 1369—1508 enthalten. Der erste, 1938 erschienene Band enthält das Material der Jahre 1369—1490; der zweite, von dem wir infolge der mit dem Krieg zusammenhängenden Schwierigkeiten nicht feststellen konnten, ob er erschienen ist, oder wie so viele andere wertvolle Anläufe, unvollendet blieb, sollte die Urkunden der Jahre 1491—1508, ferner die Indices beider Bände umfassen. Wir bemerken im voraus, daß das Erscheinen des zweiten, uns unbekannten Bandes die Brauchbarkeit des ersten, die vorläufig durch das Fehlen des Index ziemlich beschränkt ist, bedeutend steigern wird.

Die einleitende Studie des Bandes gibt eine kurze Übersicht über die Entwicklung der Urkundenpublikation in der Walachei, an der anscheinend in erster Linie Fremde: der russische Venelin, dann die Bulgaren Miletič und Agura beteiligt waren, natürlich nicht so sehr den Gesichtspunkten der rumänischen Geschichtswissenschaft, sondern hauptsächlich ihrem persönlichen Interesse entsprechend. Rumänischerseits begann die systematische Arbeit mit den Veröffentlichungen von Hasdeu, die bei zahlreichen methodologischen Fehlern das Verdienst haben, daß sie auch rumänische Übersetzungen gaben. Panaitescu machte von den früheren Veröffentlichungen Gebrauch, kontrollierte jedoch angeblich alle nach und veröffentlichte daneben auch mehrere bis-

her unveröffentlichte Urkunden. Zu den Urkunden über Binnenangelegenheiten, zählte er nicht bloß die Urkunden, die sich auf das enger genommene Gebiet der Wojwodschaft Walachei, sondern auch diejenigen, die sich auf das Gebiet des siebenbürgischen Komitats Fogaras beziehen, zur Zeit, als dieses als Lehen im Besitz der Wojwoden war, sowie die Urkunden der Ungarnkönige, die innere Angelegenheiten der Walachei berühren. Auf diese Weise gelang es ihm 179 Urkunden zu sammeln, von welchen mehr als die Hälfte schon früher im Druck erschienen war, ein ansehnlicher Teil jedoch erst jetzt bekannt wurde. Panaitescu durchforschte die Bestände des Bukarester Staatsarchivs und der rumänischen Akademie, ferner auch einige Privatsammlungen, so, daß sein Material, obwohl es keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, doch den größten Teil des zu erwartenden Materials umfaßt. Die wichtigsten Quellen zur Geschichte des ersten rumänischen Staates in einem Band zu sammeln ist eine Leistung, auf die sich der Verfasser mit berechtigtem Stolz beruft, indem er behauptet, ihre Bedeutung sei sowohl aus dem Gesichtspunkt der rumänischen, als auch der südosteuropäischen Geschichtsforschung unbestreitbar.

Auch sonst verdient das Können und die Fachmäßigkeit, womit Panaitescu seine schwierige und großangelegte Arbeit löste, volle Anerkennung. In der Technik der Herausgabe, sowie in der rumänischen Übersetzung slawischer Texte zeigen sich viele Feinheiten, die vorliegendes Werk von dem bei rumänischen Veröffentlichungen gewöhnlichen Durchschnitt vorteilhaft unterscheiden. Eine solche ist z. B., daß Panaitescu den offiziellen slawischen Namen der Walachei (Ungrovlachia) auch in den rumänischen Übersetzungen in der dem ursprünglichen Text entsprechenden Form mitteilt und ihn nicht, wie dies früher auch die besten, auf höchste Genauigkeit zustrebenden Veröffentlichungen taten, durch den späten und deshalb in textgetreuen Mitteilungen unbrauchbaren Ausdruck Ţara Românească ersetzt. Die Anmerkungen drängte er zwecks Raumersparnis ganz stark zusammen. Die Hinweise über historische Geographie und Genealogie, die in den Veröffentlichungen Costăchescus von großer Bedeutung sind, ließ er gänzlich weg, mit der Begründung, daß diese in Einzelstudien gehören und deshalb weit über dem Ziel des Quellenherausgebers hinausgehen. Darin hat er Recht, doch steht es fest, daß einige Anmerkungen dieser Art nur nützlich gewesen wären. Noch mehr ist zu bedauern, daß er auch die diplomatische Beschreibung der mitgeteilten Urkunden schuldig bleibt: es ist ja sehr fraglich, wann ein Forscher wiederum in die Lage kommen wird, sämtliche Urkunden, die ihm jetzt durch die Hände gingen, nachprüfen zu können. Die diplomatischen, schriftgeschichtlichen und sphragistischen Ausführungen gehören zwar auch nicht zur enger genommenen Aufgabe des Herausgebers, doch hätten diese, mindestens im Maße, wie sie I. Bogdan in der Einleitung seiner Publikation von Kronstädter Urkunden gab, den auch sonst unbestreitbaren Wert der Arbeit Panaitescus beträchtlich erhöht. Auf diese Weise wer-

den die Anmerkungen stark gekürzt; eigentlich beschränken sie sich nur auf den Fundort, das Material, den Zustand der Originalurkunde und auf die einfache Aufzählung der früheren Ausgaben bzw. Übersetzungen, ohne ihre Bewertung. Diesen folgt ab und zu noch eine ganz kurze Anmerkung über die Glaubwürdigkeit oder im Falle nicht datierter Urkunden über die Frage der Zeitbestimmung.

Diesen Mangel, der eigentlich doch kein Mangel, sondern Folge eines wohl durchdachten Plans ist, kann man zwar mit Bedauern verzeichnen, darf ihn jedoch nicht übelnehmen. Schlimmer ist es, daß auch in diesem Werk Unebenheiten vorkommen. Schon die erste Urkunde, ein Erlaß des Wojwoden Wladislaw I. vom 25. Nov. 1369 an die Katholiken seines Landes, wird in einer unrichtigen, modernen Prinzipien nicht entsprechenden Orthographie mit *-ae* gegeben; in den Anmerkungen dazu lesen wir, daß der Ausdruck „civibus, populis, hospitibus" in der Form „boierilor, poporului, şerbilor" zu übersetzen sei, was grundfalsch ist. Auch einige Druckfehler kommen vor, obwohl beiweitem nicht in dem Maße, wie in anderen rumänischen Veröffentlichungen. Es ist zwar belanglos, wirkt jedoch störend, wenn wir „consectandis" statt „consecrandis" lesen. *L. Elekes.*

LILIO CIALDEA: *L'intervento romeno nella guerra mondiale (Giugno 1914—Agosto 1916).* Pavia, 1941. 304 S. 8⁰.

Die Werke Lilio Cialdeas, des bekannten italienischen Historikers und Publizisten, über die Geschichte der modernen rumänischen Diplomatie, sind in jeder Beziehung beachtenswert. Nicht allein, weil er sich unparteiisch und ernst in die Untersuchung der äußerst verwickelten Fragen der Balkanpolitik vertieft, sondern auch, weil die Ergebnisse seiner Untersuchungen einen ausgezeichneten Kenner dieser Fragen verraten, dessen Arbeiten allzeit als verläßliche Quellenwerke betrachtet werden können.

Die Angabenfülle seiner ersten Abhandlung ähnlichen Gegenstandes, die im Jahre 1933 erschienen war,[1] wirkte bereits überraschend. Dieses Werk, in dem er seine Aufmerksamkeit der rumänischen Außenpolitik während der Jahre 1878—1913 zuwandte, teilte er in zwei Abschnitte: im ersten behandelte er die Erringung der Unabhängigkeit des rumänischen Staates, im zweiten den Anschluß des neuen rumänischen Staates an den Dreibund und seine Politik im Rahmen desselben. Es erschien ihm sympathisch, daß die Liberalen, Brătianu und Kogălniceanu, die im Jahre 1876 zur Herrschaft gelangten, unter der Einwirkung der großen Erfolge des italienischen *risorgimento,* die Rolle eines donaubalkanischen Piemonte in der Gestal-

---

[1] *La politica estera della Romania nel quarantennio prebellico.* Bologna, 1933. Licinio Cappelli Editore. 295 S.

tung und Befestigung des lateinischen Staates an der unteren Donau suchten. Es ist anzunehmen, daß man in dieser Parallele jenes Motiv suchen muß, das den Verfasser jenen italienischen Verbindungen der rumänischen Politik zuwandte, die bisher zwar weniger bekannt, jedoch nicht weniger wichtig waren.

Wir hätten es gerne gesehen, wenn an dieser Stelle die Gestalt des Ungarn Graf Julius Andrássy, der sich nicht darein ergab, daß Rumänien nichts ohne die Gutheißung Petersburgs unternehmen könne, mehr in den Vordergrund getreten wäre. Er suchte die Sicherstellung der förmlichen Unabhängigkeit darin, daß Rumänien eine möglichst starke Gestaltung erlange, dies war jedoch den griechisch-slawischen Überlieferungen und dem leicht zu verstehenden Einfluß der russischen Macht gegenüber nur dadurch erreichbar, daß die rumänische Nation und der neue rumänische Staat ihren lateinischen Charakter befestigten.

Andrássys Stimme genügte jedoch nicht dazu, was der Wille des Fürsten Karl Hohenzollern durchsetzte: Rumäniens Anschluß an den Dreibund. Dieser Anschluß und die Politik, die Rumänien im Rahmen des Dreibundes entfaltete, entsprach jedoch in mancher Beziehung weder den Vorstellungen Andrássys, noch den Interessen der rumänischen Nation.

Die Bukarester Politik hatte nämlich von da an Budapest absichtlich außer acht gelassen, weil sie die vorteilhaften Beziehungen des Königs dazu benützte, als Gegenwert des Anschlusses, die Bereitschaft Österreichs und Deutschlands, Wiens und Berlins im Interesse der durch sie erwünschten Lösung in der siebenbürgischen Frage zu erlangen.

Die Führer der rumänischen Politik ließen sich im Dreibund von diesem Gedanken leiten; sie pflegten und werteten den Gedanken eines lateinischen Zusammenhaltens, den des italienisch-rumänischen Bundes aus diesem Gesichtspunkt.

Naturgemäß gelangen im Werk des Verfassers rumänische Beschwerden zur Geltung, die zu jener Zeit immer häufiger verlauteten und deren Sanierung zwischen Rumänien und Ungarn erwünscht war. Hätte jedoch Rumänien diese Sanierung von der ungarischen Regierung erwartet, so wäre es anzunehmen, daß diese Übel nicht so tiefgehend waren, daß man ihnen nicht abhelfen hätte können. Wenn jedoch Rumänien hinter dem Rücken der ungarischen Regierung seine Klagen der großen Welt vorlegte, folglich Ungarn, mit dem es im Rahmen des Dreibundes verbündet war, umging, so ist es anzunehmen, daß die rumänische Regierung selbst davon überzeugt war, daß ihre Forderungen die ungarische Regierung nicht anzunehmen vermochte.

---

[2] *La Transilvania. Aspetti diplomatici e politici.* Milano. Istituto per gli studi di politica internazionale. 1940. 138 S.

Das in der Zeitfolge zweites Werk des Verfassers war eine Besprechung des Wiener Beschlusses im Jahre 1940.[2] Cialdeas Auffassung ist hier im allgemeinen mit der ungarischen wissenschaftlichen Auffassung identisch; wir können eine gewisse Meinungsverschiedenheit nur in einzelnen Gesichtspunkten wahrnehmen.

Was die Politik Stefan Tiszas anbelangt, weicht z. B. unsere Auffassung auch von der seinigen ab. Unserer Ansicht nach betrachtete Stefan Tisza die rumänische Frage als ein innerpolitisches Problem, weil die ungarländischen Rumänen innerhalb des ungarischen Staates, auf ungarischem Urboden, unter andere Völker verteilt lebten. Die ungarische Regierung beschützte nicht die Interessen einer einzigen Völkerschaft, sondern die all ihrer Völkerschaften, indem sie das Gebiet des ungarischen Staates verteidigte: die Interessen jener Volksgemeinschaft an der Donau, deren Mangel seit Ungarns Auflösung niemand zu ersetzen vermochte.

Das gegenwärtige Werk Cialdeas befaßt sich mit der Einmischung Rumäniens in den ersten Weltkrieg. In seiner Abhandlung, die auf reichem Quellenmaterial fußt, schöpfte Verfasser häufig auch aus den jüngst aufgetauchten diplomatischen Dokumenten und deren Fehlen wird nur dort offenbar, wo auch ihre Mitteilung durch das Stocken der russischen Dokumentenserien abnahm.

Cialdea bestimmte richtig den Wendepunkt im Besuch des Zaren Nikolaus II. (Juni 1914) in Konstanza und es war seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß der k. u. k. Außenminister Berchtold bereits in der am 7. Juli 1914 abgehaltenen Ministerialberatung das Problem der Verhaltung von Italien und Rumänien auf eine gemeinsame Basis stellte. Bei dieser Gelegenheit fand er Stefan Tisza als Gegner, laut dessen Meinung Rumäniens Politik sich nicht nach dem Westen, sondern nach dem Osten richtete. Stefan Tisza war zu seiner Zeit einer der besten Kenner der rumänischen Frage und es ist deshalb so wichtig, daß er die Sicherheit seitens Rumänien von der Förderung des rumänisch-bulgarischen Bundes erwartete. Er nahm zwar die Bundestreue Rumäniens an, sah sie jedoch nicht gesichert, wenn Rumänien die ausgestreckte Freundeshand nicht faßte, weil es sich in diesem Falle an den Gegner wenden konnte; er dachte nicht daran, daß Bulgarien Rumänien angreifen solle, sondern, daß es sich mit ihm verbinde und Rumänien somit nicht allein in Brătianus Hand bleibe.

Rumäniens Verbündetentreue nahm auch Serbien an, es wollte sich jedoch über Rumäniens politische Haltung sicherstellen, obwohl der Bukarester serbisch-rumänisch-griechische Bündnisvertrag aus dem Jahre 1913 in Kraft bestand. Die Belgrader Regierung erhielt zu ihrer großen Überraschung eine ausweichende Antwort, obgleich sie gerade zu dieser Zeit, beim Kriegesausbruch, der guten Freundschaft mit Rumänien bedurfte. Es verlautete wiederholt die Meinung, daß dies den Untergang Serbiens verursacht habe, weil das mit ihm verbundene

Rumänien die russische Heermacht nicht durchziehen ließ und dadurch seinen serbischen Verbündeten der Zerstörung preisgab.

Rumäniens Augen waren auf Bulgarien gerichtet und es bat seine Serbien gegenüberstehenden Verbündeten, ihm Bulgariens Neutralität zu garantieren. Als dies am 1. August 1914 erfolgt war, sah darin die Bukarester Regierung eine Deckung, sich gegen Österreich-Ungarn wenden zu können, weil dieses das an Serbien gerichtete Ultimatum ihm nicht mitgeteilt hatte. Dies war das Geheimnis von Rumäniens Neutralität und des Aufwerfens der Siebenbürger Frage, die Cialdea folgenderweise bezeichnet: *„garanzia di uno statuto politico per la Transilvania"*.

Die Geschichte dieses diplomatischen Feldzugs deutet Verfasser nur in seinen Hauptlinien an, er läßt jedoch seine Wichtigkeit gelten, indem er jene Mahnung Kaiser Wilhelms II., man müsse die Siebenbürger Frage *„ad ogni costo"* lösen, als einen Erfolg der rumänischen Politik verzeichnet.

Im Herbst 1914 wurde nämlich die militärische Lage Rußland gegenüber dermaßen schwer, daß Brătianu die Zeit dafür gekommen hielt, Rußland würde all jene Forderungen auf sich nehmen, die ihm durch Rumäniens militärische Hilfe zum Erfolg verhelfen könnten. So kam am 1. Oktober der russisch-rumänische Geheimvertrag zu stande, den Bukarest sorgfältig verheimlichte und der uns selbst jetzt nicht bekannt wäre, wenn ihn die Russen nicht veröffentlicht hätten. Rumänien tat, als ob es seine Diplomatie an die Italiens anpassen wollte und schloß mit ihm zweimal Verträge, welche die Italiener erst nach langen Jahren veröffentlicht hatten (23. September 1914 und 6. Februar 1915). Diese Verträge boten jedoch eine Grundlage dafür, das Banat, das dem von allen Seiten umschlossenen Serbien versprochen wurde, für sich zu fordern. Rumänien war nur für diesen Gegenwert geneigt, zur Waffe zu greifen und dieses Verfahren verursachte in Italien, das im Frühling 1915 ins Feld zog, eine bittere Enttäuschung.

Die russisch-rumänischen Verhandlungen über die serbischen Gebiete des Banats hielten mit denen, die in Wien und Berlin geführt wurden, Schritt und es lag nicht an der rumänischen Regierung, daß diese ein jähes Ende fanden. Cialdea findet sehr richtig den Grund darin, daß die westlichen Verbündeten, im Zusammenhang mit den Kämpfen der Engländer auf dem Balkan und der Franzosen bei Verdun, Rumänien zur Entscheidung drängten.

Es war uns aber bisher unbekannt, daß in dem am 23. Juli 1916 in Chantilly geschlossenen Einmischungsvertrag nicht die Entente-Mächte und Rumänien, sondern die westlichen Mächte und eine rumänisch-russische Interessengemeinschaft die vertragschließenden Parteien waren, Rumänien hatte sich demnach zu dieser Zeit bereits an Rußlands Seite gestellt, obwohl es den mit den Zentralmächten geschlos-

senen Bündnisvertrag noch in Geltung behielt, damit diese ihn nicht vorzeitig angreifen sollen.

Cialdea erwähnt, daß Brătianu am Ende des Spiels, nach dem Bukarester Vertrag vom 17. August 1916, in dem am 27. gehaltenen Kronrat sich auf Italiens Beispiel berief, indem er seine Depesche diktierte, durch die er Österreich-Ungarn den Krieg erklärte, er berichtet jedoch nicht darüber, was dieser Schlußstein der italienisch-rumänischen Parallele zu bedeuten habe. Brătianu wußte dies auch nicht, weil er durch die Enttäuschung getroffen wurde, daß Bulgarien als letzte der erhaltenen Kriegserklärungen, ihm die seinige am 1. August 1916 zusandte. Er machte zwar noch den Versuch Bulgarien anstatt der Dobrudscha aus dem Gebiet Serbiens entschädigen zu lassen, aber seine Pläne stürzten zusammen und gerade dadurch offenbart sich die Wichtigkeit von Tiszas Vorschlag, der die wankelmütige Politik Rumäniens an den Pfeiler des bulgarischen Bündnisses binden wollte.

Es wäre ein Gewinn der Wissenschaft, wenn Cialdea seine wertvollen Forschungen, durch neue Angaben ergänzt, fortsetzen würde und sie zur Übersicht der zusammenfassenden Geschichte der rumänischen Diplomatie erweiterte. *Eugen Horváth.*

Anuarul Arhivei de Folklor. Bd. V—VI. (1939, 1942).

Die repräsentative Zeitschrift für volkskundliche Forschungen der Rumänischen Akademie bewahrte trotz der Kriegszeiten ihr hohes Niveau. Aus dem reichen Inhalt des V. Bandes ist der tiefschürfende Rückblick von I. Muşlea auf das Lebenswerk O. Densusianus, eines der Gründer der rumänischen folkloristischen Forschung, hervorzuheben. Muşlea betont sehr richtig die Wichtigkeit der fruchtbringenden Gedanken, die in Densusianus Studien allenthalben zerstreut sind. Densusianu dachte bereits im Jahre 1924 an die Schaffung eines „Repertoriu sau Atlas etnografic", nicht so sehr für die sachliche, als für die geistige Volkskunde, auf Grund der innigen Zusammenwirkung von philologischer Folklore und Ethnographie.[1] Für die außerordentliche Nutzbarkeit dieses Gedankens ist gerade das in Bd. V. mitgeteilte transnistrische Folklor-Material sehr einleuchtend (N. P. Smochină: *Din literatura populară a Românilor de peste Nistru,* S. 7—56). Wir finden nämlich in diesem eine schöne, in der Gemeinde Mahalà (Rayon Dusăsar) gesammelte Colindă, in der Adam sein Leid über das Verlassen des Paradieses verlauten läßt. Die genaue Entsprechung dieses Textes lebt auch in Siebenbür-

[1] „Un deziderat mai îndepărtat ar fi alcătuirea unui *Repertoriu* san *Atlas etnografic* ... pentrucă filologia, folklorul, etnografia na pot fi despărţite şi numai din colaborarea lor poate ieşi mai multă lumină în limpezirea unor probleme". Anal. Acad. Rom. XLIV, S. 86—7.

gen,[2] folglich liegt der Gedanke nahe, daß die gemeinsame Quelle in der Moldau zu suchen sei. Wir können aber noch weiter gehen. L. Blaga wies wiederholt auf jene interessante Colindă hin, die selbst die Blumen vor das Jüngste Gericht stellt, und die dadurch zu einem charakteristischen Beispiel der transzendentalen Beziehungen des rumänischen Naturempfindens wird. Dieses Motiv lebt jedoch auch im fernen Transnistrien, in einer Variante, die dem durch Blaga mitgeteilten Text ganz nahe steht und mit dem oben erwähnten Colindă-Motiv verbunden ist.[3] Wann werden wir so weit sein, daß wir wenigstens die heutige Verbreitung all dieser Motive, die vielleicht sehr alt sind, auf die Karte projektiert betrachten können?

Die Textmitteilung Ion Breazus: *Versurî populare în manuscrise ardelene vechi* (S. 79—110) wirft andere Probleme auf. Breazu zitiert aus sechs alten handschriftlichen Verssammlungen, die, eine ausgenommen, alle der Klausenburger Universitätsbibliothek angehören; die älteste (A) stammt vom Ende des 17. oder, was noch wahrscheinlicher ist, vom Anfang des 18. Jahrhunderts, die jüngste (F) aus dem Jahre 1850. Die Handschriften A, C, D stammen aus Nordsiebenbürgen, bzw. aus den benachbarten Gebieten, E wahrscheinlich aus Blasendorf, B aus dem Komitat Hunyad, F hingegen aus Fogaras. Breazu zitiert leider nicht buchstäblich und läßt oft sehr interessante Texte weg, z. B. den, der den Titel „Vers care s'a cântat la Theatrumul" (1838) führt und ein bemerkenswertes Denkmal der rumänischen Theatergeschichte zu sein scheint. Das mitgeteilte Material ist jedoch auch sehr wichtig, besonders aus dem Gesichtspunkt der literarischen Einwirkung des ungarischen Humanismus. In dem Blasendorfer Material (E, aus der ersten Hälfte des 19. Jahr-

---

[2] *Bessarabien:*

Raiule, grădini dulci,
Nu mă'ndur Dvamne-a mă duci
Di vieaţa ta cei dulci,
Di n'irózna florilor,
Di cîntarea păsîrilor,
Di chicarea frunzîlor (AAF. V, 32)

Siebenbürgen:

Raiule, grădină dulce
eu din tine nu m'aş duce
de mirosul florilor,
de fumul tămâilor.

Vgl. C. G. Bichigean: *Colinde.* Naszód, 1942. S. 10, gesammelt in Parva, Kom. Beszterce-Naszód.

[3] *Bessarabien:*

Cîti floari sint pi pomînt
Toati la poarta raiului mărg la giurământ
Numa schicu grîului
Şî cu lemnu Domnului
Şăd la poarta raiului
Şî-*ni giudicî florile*
Undi vedz n'irosmili (a. a. O.)

Siebenbürgen:

Câte flori sunt pe pământ
Toate merg la jurământ;
Numai spicul grâului
Şi cu viţa vinului
Şi cu lemnul Domnului
Sboară'n altul cerului,
Stau la poarta raiului,
Şi judecă florile,
Unde li-s miroasele.

Vgl. Spaţiul mioritic, S. 138 (nach I. Corbu, Doina, Bistriţa 1925); s. auch L. Blaga: *Das rumänische Dorf*, im Sammelwerk *Siebenbürgen*, II. S. 135.

hunderts) erscheinen allbekannte Totentanz-Motive (*Unde-i* vorba lui Tullie, Dulceața lui Hortensie, Inteleptul Socrates, Marele Aristoteleș... *Unde-i* virtutea lui Hector, Și înțelepția lui Mentor, usw. S. 89); bei anderer Gelegenheit hören wir aber vom *tirane Atropos* (S. 91). Die Totengesänge (deren Titel: *Verș la morți* ebenfalls für einen ungarischen Einfluß zeugt)[4] müßte man sorgfältig mit den ähnlichen Produkten besonders reformierten Charakters der 18—19. Jahrhunderte vergleichen. Mehrer alte Gesänge gelangten natürlich auch in die Volksdichtung, oder vielleicht hat bereits die Abschreibung daraus geschöpft (vgl. S. 99, 103, 107). Wir sind hier allenfalls auf dem charakteristischen Randgebiet der Volks- und Kunstdichtung.

Einen interessanten Stoff bietet außerdem E. Petrovici aus dem Kreis der geistigen und sachlichen Ethnographie einer Motzengegend (*Folklor dela Moții din Scărișoara*, S. 111—175).

Bd. V. wird durch die übliche reiche Bibliographie abgeschlossen; diesmal können wir das Material der Jahre 1936—37 in musterhafter Gruppierung überblicken.

Band VI. erschien auch mit einem reichen Inhalt. Zwei Studien besprechen die Volksbräuche des Rumänentums in Serbien und veröffentlichen umfangreiche Texte aus den zum Großteil oltenisch und banatisch gefärbten dortigen Mundarten (E. Petrovici: *Note de folklor dela Românii din Valea Mlavei*, S. 43 ff, Ion Pătruț: *Folklor dela Românii din Sârbia*, S. 329 ff). Ion Mărcuș faßt in einer interessanten Abhandlung *(Preocupările folklorice ale teologilor sibieni în anii 1871—1907)* die folkloristischen Forschungen der rumänischen Theologen zu Hermannstadt zusammen, leider ohne eingehende kritische Wertung. Mărcuș unterläßt es in entsprechender Weise auf jene sächsischen und ungarischen Anregungen hinzuweisen, die die Sammelarbeit der Theologen anspornend beeinflussen konnten und läßt auch die älteren Siebenbürger folkloristischen Forschungen, die vor Alexandri stattgefunden hatten, unerwähnt (vgl. über diese Ion Breazu: AAF. V. S. 80 ff). Gh. Pavelescu befaßt sich in seiner schönen Studie: *Pasărea suflet* (S. 33 ff) mit den vogelförmigen geschnitzten Grabmalen, die auf dem motzischen Gebiet verbreitet sind, P. V. Stefănucă teilt hingegen interessante Beobachtungen über eine bessarabische Fabulistenfamilie mit, die offenbar auch russische Einwirkungen eingesaugt hatte *(O familie de povestitori din Iurceni — Basarabia*, S. 77 ff). Wichtiger als all diese Beiträge sind, besonders aus dem Gesichtspunkt der Klarlegung der ungarisch-rumänischen Kulturverbindungen, drei Studien: der Artikel D. Prodans, über die zeitgenössischen Poeme, die sich auf die Horea-Revolution beziehen (*Versuri contemporane despre răscoala lui Horea*,

---

[4] Manchmal kommt auch die der ungarländischen Latinität entlehnte Variante *verșuș* vor (S. 96).

S. 5 ff), der äußerst nützliche Bericht V. Scurtus über die Sprache und Volkssitten des Rumänentums im Komitat Ugocsa (*Cercetări folklorice în Ugocea românească*, S. 123 ff) und Elisabeta Nanus Studie über das Herodes-Spiel Picu Pătruţs in Szelistye (S. 301 ff). Prodan stellte die Bibliographie jener ungarischen und rumänischen literarischen Produkte, die sich auf Horea beziehen, mit lobenswertem Fleiß zusammen und besonders wertvoll ist die Mitteilung des historischen Poems „Carmina Valachica Horae et Kloskae", auf Grund der Handschrift Nr. 921 der Klausenburger Universitätsbibliothek. Es ist jedoch zu bedauern, daß Prodan das Original förmlich in die heutige Schriftsprache umgeschrieben hatte und auch die ungarische Orthographie des Originals nicht beibehielt, die gegebenenfalls aus dem Gesichtspunkt der Dialektforschung mit nützlichen Beiträgen hätte dienen können. Die in ganz Siebenbürgen verbreiteten arteigenen Lautwechsel (z. B. die Palatalisierung der Dentallaute) werden ohne das Studium der Schreibweise dieser Denkmale ungarischer Orthographie aus dem 18. Jahrhundert nie methodisch zu bearbeiten sein! — Auch in Scurtus übrigens sehr methodisch geschriebenem Artikel werden leider die ungarischen Beziehungen in den Hintergrund gedrängt. Auf einem Gebiet, dessen Bewohnerschaft so vermischt ist, wie Ugocsa, wo die Mehrsprachigkeit für die Sammler selbst eine Tatsache von entscheidender Wichtigkeit ist (vgl. Text 241. S. 217), kann man den rumänischen Folklor-Stoff nie gänzlich vom Material der übrigen Völker, die mit den Rumänen zusammenleben, sondern, da es bestimmt einen jeden interessieren würde, ob die Ballade *Vâsii şi Irinca* (S. 180), die das Käthchen Kádár-Motiv so schön behandelt, auf diesem Gebiet auch ungarische Varianten habe? Von den vielen ungarischen Lehnwörtern, die in den Texten vorkommen, bedürfen die seltenen auch unbedingt der Erklärung, so wie auch I. Pătruţ manchmal die serbischen Elemente der rumänischen Mundarten Serbiens erklärte. Es ist interessant zu beobachten, wie lebhaft das Andenken Ludwig Kossuths unter der rumänischen Bevölkerung des Komitats Ugocsa erhalten geblieben ist; er wird mit tiefer Verehrung und Sympathie *împărat* genannt (S. 210, 216)! Demnach würde es sich lohnen, das ganze Ugocsaer Material aus dem doppelten Gesichtspunkt der ungarischen Volkskunde und der ungarisch-rumänischen Geistesbeziehungen gründlich zu untersuchen, was eine äußerst angenehme Aufgabe ist, weil sich unter den mitgeteilten Volksdichtungen überraschend schöne finden lassen (wir wollen hier nur Totenlieder, die auf das Heirats-Motiv hinweisen, Text 300—301 und die epigrammatische Bündigkeit der Doina 29 hervorheben). E. Nanu teilt genau das Herodes-Spiel P. Pătruţs, dieses eifrigen Reimschmiedes aus Szelistye, mit, sie überläßt jedoch anderen die Aufgabe, den Ursprung des Tertes festzustellen. Wahrscheinlicherweise dürfen wir hier der Einwirkung deutscher, besser gesagt sächsischer Weihnachtsspiele Rechnung tragen.

L. Gáldi.